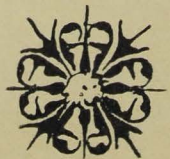
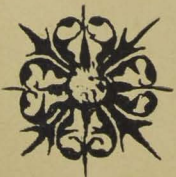


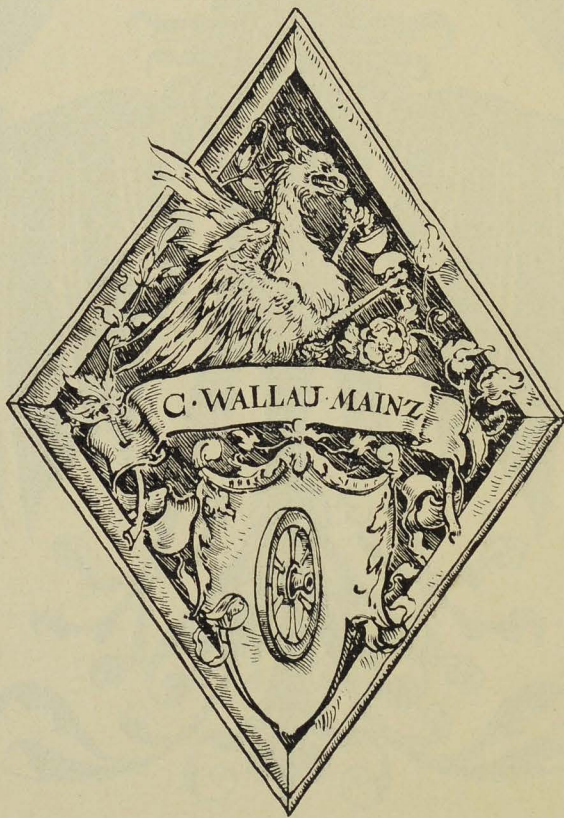
# Schauins-Land



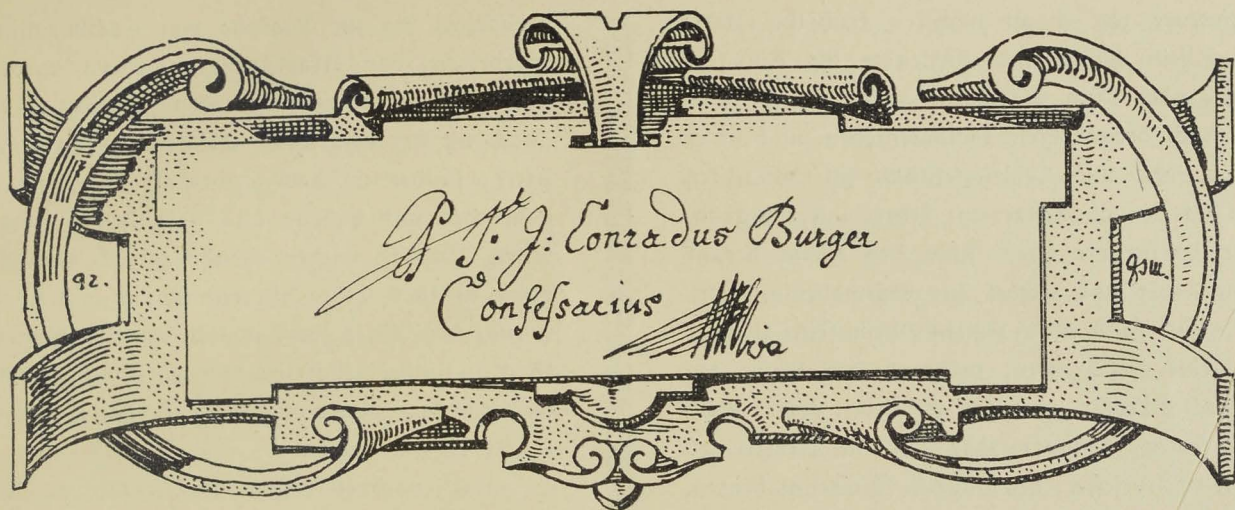
Allelei Visierung ü auch geschriebner Ding  
an tag gegeben vom Breisgau-Verein  
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg/B.

18ter Jahrlauf





Gedruckt in der  
Hof-Kunstdruckerei von Carl Wallau in Mainz



## Ein Lebensbild aus Deutschlands schwerster Zeit.

Von Dr. Hermann Sussann.

**B**elegentlich meiner ortsgeschichtlichen Forschungen über die Stadt Kenzingen erregte mein tiefstes Interesse und meine aufrichtige Bewunderung ein Sohn Freiburgs, der bis jetzt noch keine allgemeine Würdigung gefunden hat — der Cisterzienserpater Konrad Burger. Seine uns handschriftlich hinterlassenen Werke\*) sind von so hohem Werthe für den Breisgau und die Kulturgeschichte des 30 jährigen Krieges überhaupt, daß es dem Kenner derselben zur gebieterischen Pflicht wird, die Kunde von ihrer Bedeutung in weitere Kreise zu tragen. Dies um so mehr, als wir bei der Lektüre einen Mann kennen lernen mit abenteuerlich bewegter Vergangenheit, beständig heroisch ankämpfend gegen alle Drangsale jener sturmvollen Zeit, einen Mann des Muthes, des Rathes und der That, auf dessen echt christlicher Selbstaufopferung in den Kriegsnothen das Auge mit Wohlgefallen und Bewunderung ruht. Trotzdem erlitt der Pater das Geschick, fast gänzlich vergessen zu werden. Nur das Pater Burgerhäuslein in Wonnenenthal bei Kenzingen, wo er 39 Jahre lang Beichtvater gewesen, zeugt von seiner einstigen Existenz. Es gereicht mir daher zu hoher Befriedigung, demselben nach über zwei Jahrhunderten in nachfolgenden Blättern ein kleines Denkmal der Erinnerung zu setzen.

\*) In den Jahren 1870 u. 1871 erschien im Freiburger Diöcesan-Archiv das Itinerarium, eine Hauptschrift Burgers. Es ist zu wünschen, daß auch die Chronik von Wonnenenthal in ähnlicher Weise ganz oder theilweise zum Abdruck gelangt.

### I. Jugend und Wanderjahre.

(1613—1632.)

Peter Franz Johann Konrad Burger wurde 1613 zu Freiburg i. B. geboren. Im Alter von drei Monaten kam er mit seinen Eltern in den Sundgau. Da sein Vater bei verschiedenen Herren in Amts- und Schaffneidiensten stand, ist er auch nie lange beständig an einem Platze verblieben. Darum wurde auch der kleine Konrad, wie er uns später selbst erzählt, in seiner Kindheit viel „herumbkutsch“. Mit acht Jahren kam er von seinen Eltern hinweg, aus dem Elsaß ins Schwabenland, wo seiner Mutter Bruder Weltpriester und Chorherr zu Birlingen war. Da dieser ihn aber gar „rauh“ behandelte, so entfloh der Knabe nach zwei Jahren heimlicherweise seinen „Streichen“ und trieb sich geraume Zeit in Thüringen, der Unterpfalz und Württemberg herum. Hierauf lenkte er seine Schritte nach Freiburg, um hier Verwandte aufzusuchen. Diese beredeten ihn, wieder zu seinem geistlichen Oheim nach Schwaben zurückzukehren. Sie gaben ihm auch Brief und Reisegeld mit dem Versprechen, es werde ihm nichts Ubles mehr geschehen. Aber der junge Zugvogel benützte das erhaltene viaticum dazu, das von Tilly geführte kaiserliche Kriegsheer, das nach dem Siege über Georg Friedrich von Baden in der oberen Marktgrafschaft Winterquartiere bezogen hatte, aufzusuchen. Zu Sexau wurde er von einem Wachtmeister des Regimentes Schmid als Junge angenommen. Mit diesem

Regimente zog er im nächsten Frühjahr (1623) den Rhein hinab und begleitete die Tilly'sche Armee von Land zu Land.

Nach dreijährigem Soldatenleben, in dem er viele Leibes- und Lebensgefahren in Schlachten und Parteien ausgestanden, kehrte unser jugendlicher Abenteurer über Köln den Rhein herauf in die Pfalz und wieder ins Schwabenland zurück. Hier fand er bei seinem Oheim seine Mutter und seine Geschwister, während der Vater als kaiserlicher Notar im Elsaß geblieben war. Bald nach seiner Ankunft that ihn die Mutter zu einem Weltpriester, der ihn, den fünfzehnjährigen, ein halbes Jahr lang wieder vom ABC an unterweisen mußte. Hierauf schickte sie ihn zum Vater nach Ensisheim, dem er sich aber bald heimlich entzog. Im October 1629 fand er „auf Fürbitte etlicher ihm bekannter Herren“ Aufnahme im Cisterzienserkloster Porta Caeli zu Thennenbach und setzte seine Studien mit großem Eifer fort. Um diese Zeit bestand der Convent des Klosters aus 10 Priestern, 7 Professoren und 2 Laienbrüdern.

Aber nicht lange hatten sie Ruhe im Kloster und Land. Nach der Schlacht bei Lützen näherte sich die Kriegsfurie auch dem Breisgau. Da begab sich der ganze Convent mit „Sack und Pack“ nach Freiburg in den Thennenbacher Hof. Ein Theil der Ernte und des Herbstes wurde noch gerettet und nach Freiburg geführt; die Documente und vieler Hausrath nach Breisach zum Dekan Georg Hanselmann geflüchtet, aber die ganze kostbare Bibliothek und viele werthvolle briefliche Sachen hatte man aus „wilteligem Strudel“ vergessen. Dies war dem Abte (Adam Eggerer von Geislingen) ein so großer Kummer, daß er ohne Unterlaß klagte und oft ausrief: „O wär nur ein Christenmensch, der sich dahin begäbe und das Loch zumauerte des Orts, worin die Bibliothek verborgen ligt“. Aber niemand wagte sich zur Stadt hinaus, denn die feindlichen Parteien streiften schon bis Freiburg. Da erbot sich Konrad Burger, das Wagniß zu unternehmen. Obwohl es ihm Jedermann für eine Vermessenheit auslegte, machte er sich doch auf den Weg. Er kam glücklich ins Kloster, vermauerte die Öffnung und verwarf sie mit Ruß, so daß es der andern Mauer ganz gleich war. So blieb die Bibliothek

verborgen bis zur Blokade von Hochburg. Da wurde sie von Markgräfler Bauern entdeckt, aber wie Burger mit großer Genugthuung erzählt, „doch nit bey dem Loch, welches ich zugemauert hatte, sunder sie haben oberhalb die Bine aufgebrochen und habens also gefunden“. Hierauf kehrte Burger wieder eilends zurück nach Freiburg zu aller Leute Verwunderung und großen Freude des Abtes, dem er nicht nur die brieflichen Sachen, sondern auch noch dreizehn schöne Karpfen, die er in der „Roszwette“ entdeckt hatte, in einem Rückkorb mitbrachte.

Bald nachher beschämte der tapfere Jüngling seine Confratres zum zweitenmal. Im Thennenbacher Hof zu Freiburg waren sie an Brennholz ganz und gar ausgekommen. In der Stadt war kein Scheitlein zu kaufen. Die Stadthore blieben allzeit geschlossen. Niemand fand dazu den Muth. Wiederum hielt der Abt Umfrage. Aber es erfolgte ein gänzlichliches silentium. Da meldete sich abermals unser Konrad. „Es war aber“, so erzählt er selbst, „ein großer Regentag und ich hatte nur schlechte dünne Kleidlin, darumb begerte ich von erwar ein Regentmantel, aber Niemand wolt einen hergeben mit dem Vorwandt, er möcht darumb kommen. Ich sagt darauff: Ich wöll ja Leib und Leben wagen, warumb Niemand sein Mantel wöll wagen? Darauf der Abt einem bey der Gehorsame gebotten, daß er den seinen hergeben soll“. Also zog Burger mit vier Ochsen in den Klosterwald bei Umkirch, lud den Wagen und kam mit der Fuhr glücklich nach Freiburg.

## II. Burger im Exil.

(1632—1641.)

Auch in Freiburg war seines Bleibens nicht lange. Das Kriegsgewitter rückte immer näher. Es kam der leidige Tag, wo die Kinder vom Vater und der Vater von den Kindern mußten scheiden. „Wer wollts beschreiben können“, ruft Konrad aus, „ein wie traurig Spektakul dis ware! Mein Herz hett mögen verspringen, dann der Abt mich als den Jüngsten allzeit zärtlicher geliebt als andere, wie er mirs dann oft heimlich vor Anderen verborgener Weis erzeigt,

welches doch sogar nit hatt können verborgen bleiben, daß ich nit von Anderen deßentwegen verhaßt bin gewesen“. Nach bewegtem Abschied entließ sie der Abt mit Empfehlungsschreiben an verschiedene Klöster. Burgers Reiseziel war das Kloster Wettingen bei Baden in der Schweiz. Nachdem er ein Vierteljahr daselbst gewesen, und die Exulanten sich täglich von allen Orten und Enden in großer Zahl mehrten, erhielt er eine neue Weisung nach dem Kloster Altenreiff bei Freiburg im Ucheland. Hier verblieb er ein Jahr. Da wies ihn ein neuer Abtsbefehl nach Frankreich ins Kloster Morrimond bei Langres. Nach kurzem Aufenthalt an diesem Orte trat er mit einem Confrater eine Rundreise an durch ganz Frankreich. Er kam bis Lyon, Orleans und Paris und besuchte alle hervorragenden Klöster; ich nenne nur Cisterz, Clairvaux und Clugny. Seine Erlebnisse und Reiseabenteuer, sowie seine Wahrnehmungen über das klösterliche Leben hat er mit scharfer, aber gerechter Feder in seinem „Itinerarium oder Reisbüchlein“ niedergelegt.

Um dem Leser einen Einblick in die Gedanken- und Schreibweise des originellen Mannes zu geben, möchte ich einige Auszüge mit seinen eigenen Worten anführen, d. h. in dem eigentümlichen Reize des Breisgauer Dialekts:

Im Kloster Bon-lieu „wurden wir freundlich empfangen, dan es war noch ein rechter geistlicher Abt darin und nicht wie die meisten anderen französischen Klöster durch Commendatarii oder Verweser verdorben. Dis Kloster war zwar klein, wie schier ein Kapuzinerkloster, aber war ein feine rechte Disciplin und Ordnung darin“. Im Kloster Charle-lieu „geschah uns nit vil Guet und waren nur veracht und ausgäçzt, daß wir seind vertriben worden“. Im Kloster Charité „erzeigte man uns große Liebe. Sobald wir daselbst ankommen, führte man uns Kälte halber zu dem gemeinen Conventseür (dan sie haben keine Stuben, sunder Kamin wie die Franzosen) uns zu wärmen und sie zeigten es gleich dem frommen heiligen P. Marmet an, welcher dann sich mit uns zum Seür setzte und weinte aus Mitleiden bitterlich über uns, hielt uns auf Latein ein kößliche Sermon und ermahnt uns zur Gedult, Gott werd uns widerumb zu dem

Unserigen kommen lassen“. Vom Kloster Belle-vaux berichtet er: „In diesem Kloster ging uns nit wohl, dann weilen die Münche kein Latein reden konnten, wir aber nit französisch, flohen und verbargen sie sich vor uns, als weren wir Teüfel. Morgends gingen wir in die Kirche und warteten lang auff ein Meß. Die Kirche war am Gebäu überaus schön und groß, auch mit schönen Altären und Gemälden geziert; aber auff dem Boden als wer sie in hundert Tharen nit gesäubert worden, waren hin und her Grundhauffen Schuehöhe. Da wir nun lang (nemblich bis 9 Uhr) warteten, ob nit etwan ein Gottesdienst oder Meß werde gehalten werden, kamb endlich Einer aus der Sakristei, las Meß in solcher Eyl, daß einer nit wohl ein halben Rosenkranz darbey betten kondt, kein Kerz (am Cruzifix zweiffle ich) war auf dem Altar, sunder beiseits in einem Loch in der Mauern. Wir ärgerten uns mehr über diser Meß, als wir Andacht darbei kondten haben.“ Auch in Cisterz, dem Hauptkloster des ganzen Cisterzienserordens, „standen damalen die Sachen nit am allerbesten, dann ein schwüriger Prior und ein aufrüererisch Convent darin war. Der Abt oder General war ein fürtrefflicher frommer Herr und wollt das dissolut Convent reformieren; die Münche aber widersetzten sich dermassen, daß sie sich wider ihn an den Cardinal Richelieu henkten, welcher dann nit gesaumbr, sunder bald ein starcke Hand Soldaten geschickt, welche den Abbt mit Gewalt ergriffen und nach Paris gefüehrt. Und wurd zu einem armen Bischoff gesetzt, deren es eine große Anzahl in Frankreich hatt, also daß in Teütschland vil Pfarreyen fürnemmer und reicher seind. Der Cardinal Richelieu aber setzte sich selbst zum General über den ganzen Cisterzienserorden und zum Abbt des Klosters Cisterz. Er wurd aber von den Teütschen nie dafür erkannt. Es waren auch die Münche zu dieser Zeit dermassen in diesem so fürnemmen Kloster Idioten und Ignoranten, daß wenig under dreysigen Latein reden kondten und gar keiner dauglich war, der ein Novizen Meister seyn kondt; daher sie ein frembden jungen Professen und Exulanten von Lüccl zu einem solchen gemacht. Diser sobald er vernommen, daß ein frembder vertribener Teütscher ankommen,

suechte er Gelegenheit, zu mir zu kommen, weil ich ungütlich von dem unmanierlichen Priore empfangen worden, welcher mich gleich in ein Zimmer hat führen lassen, worin weder Stul, noch Banck, noch Bett, noch Tisch, noch Sizen war, u. ein einzig Fenster in der Höhe. Darin bin ich allein gewesen, also daß in 4 Stundt lang kein Mensch zu mir kommen, und mir weder Trinken noch Essen worden, da ich doch als ein Reisender müed, durstig und hungerig war. Da kam endlich der von Lucell zu mir, deme ich mein Noth klagte. Er holte gleich ein guoten Truncck und Brot, sagte auch, wie der Prior ein Tyrann u. böser Man were; wan er so wohl köndt ledig werden als ichs noch seye, er wolt kein Stundt mehr bleiben“.

In Clairvaur wurden wir freundlich empfangen. Den andern Tag wurd ich ins Krankenhaus geföhrt von wegen meinen offenen und verfrorenen Füessen, bis sie mir gehailt wurden, und ließ mir der P. Prior ein Par Pantofflen machen, wiewohlen es bey ihnen nit zulässig war, daß die junge Professen dörrften Pantofflen tragen. Blib also vier Wuchen im Krankenhaus. Mein Kammerad aber hatte kein Magen da zu bleiben, dann das Frankreich wolt ihm nit gefallen. Mir gfiel alles wohl in dem heiligen Gottshaus Claravall, weil ein überaus schöne Ordnung darin gehalten wurde. Die Beschreibung der Herrlichkeit dises Klosters brauchte einen besondern Traktat; über die 80 Professen u. Professen waren damalen, 23 Novizen und 52 Convens Brüeder daselbsten“.

In Clairvaur wurde Burger auch gefirmt. Als er dem Bischof von Langres vorgestellt wurde, sagte dieser auf latein: „Was, du bist noch nit gefirmt. Was thuendt denn die Bischöff im Teütschland, daß sie so hinlässig sind. Ich antwort auch auf lateinisch: Die Bischöff weren nit schuldig, sunder ich sei in der Jugend von meine Eltern hinweg u. in Krieg kommen und hab nie Glegenheit gehabt, daß ich hett können gefirmt werden. Hierauf legt er mir im Missalbuch ein Evangelium vor u. ich mußts mit anderen lateinischen Worten vertieren. Das ging ohn alle Beschweruß. Da redt der Bischoff die nächst ihm stehenden an u. sagt: ist das nit ein

Wunderding, die Allemans reden lateinisch daher, als weren sie geborne Lateiner. Dieser begehrt erst gefirmt zu werden und köndt allbereit unsere ungeschickten Bachanten examinieren“.

In manchen Klöstern wurde Konrad Burger unbarmherzig abgewiesen, so namentlich in Paris. Er begab sich hier in das Cisterziensische Collegium Sancti Victoris und wies seine Briefe vor. Doch lassen wir ihn selbst reden: „Als ich die Stegen hinauff stig, stuendt der Vorgesetzte schon under der Stuben Thür und sagt mit grimmigen Worten: was ich Vagant hie zu schaffen hab; wir teütsche Hundt vagieren nur herum, ander Leüthen das Thrig abzufressen; ich soll mich hinweg drollen, oder er werff mich die Stiegen hinab.“ In andern Klöstern jedoch, wie in dem berühmten Benediktinerkloster Clugny, machten die Franzosen mehrfache Versuche, den gelehrten jungen Deutschen zu behalten. Aber Burger blieb standhaft und erwiderte, „sein Orden sey ihm gut genueg, es sey nit billig, daß er seinem Kloster und seiner ersten Profession untreu werde“.

Daß unser Konrad aber auch die Frauenklöster nicht geflohen, zeigt eine Bemerkung über ein Cisterzienserinnenkloster in Lyon. Er schreibt: „Hier wurd ich von dem Beichtvatter freundlich empfangen. Diser war ein weltlicher Priester. In disem Kloster verblib ich fünf Tag, und geschah mir vil Guets von den Klosterfrauen, dann sie hatten ein grosse Freud ab mir und fragten mich alles fleißig aus, wie es mit unserem Orden, sunderlich mit den Klosterfrauen und Klöstern im Teütschland ein Beschaffenheit habe, dann sie wußten schier nichts mehr vom Orden, die weil sie vom Orden nit mehr visitiert wurden. Der Beichtvatter war zwar ein frommer gelehrter Mann, war aber im Lateinreden nit exerziert wie fast alle Priester und Geistliche in Frankreich, dieweilen sie vil mehr auff ihr Sprach halten als auff die Lateinische. Er und die Klosterfrauen sagten, sie woltten mich gern ein lange Zeit behalten, wann ich nur Priester were; und sunderlich er hett mich gern ein halb Thar lang bey sich behalten, um Übung der lateinischen Sprach willen. Alle die fünf Tag, die ich mich bey ihnen auffgehalten, muest ich und ihr Beichtvatter zu ihnen in die Redstuben und bliben oft

zwey oder drey Stunden Nachmittag bei ihnen. Der Beichtvater muess mirs auf Latein sagen, was sie mich fragen wolten, dann ich that nit dergleichen, daß ich etwas Französisch verstuend, oder reden köndt. Das erste Mal, da ich vom Beichtvater zu ihnen gefüehrt worden, kam die Abbtissin selber zu dem Redgitter (welches so weite Löcher hatte, daß man schier ein Hand dardurch stoßen köndt) mit schwarzem Flor die Angsichter bedeckt. Sie sagt zum Beichtvater, was er mich auf Lateinisch fragen sollt. Als er solches that, sagte ich zu ihm, er soll zu ihnen sagen, wann sie ihre Angsichter nit auffdeckten, damit ich sehen könne, ob sie auch so hübsch oder schön seien als die Klosterfrauen im Teutschland, geb ich ihnen kein Antwort, was sie mich fragen werden. Da ers ihnen anzeigte, entdeckte sich die Abbtissin alsobald, und kamen darnach nimmer bedeckt zu mir. Einmals aber redte die Abbtissin etwas auff Französisch zu ihrem Beichtvater über mich, welches ich wohl verstuendt und das Lächeln bey mir selbstn nit verhalten köndt, welches eine aus den beywefendten Klosterfrauen ersehen undt gleich zu der Abbtissin gesagt: o Mutter, er hatt dises wohl verstanden; er hatt drüber glächlet, was ihr von ihme geredt habt; worauf sie mich dermaßen angestrengt haben, daß ich mit ihnen hab müessen reden und ihnen französisch hab müessen begegnen mit Antworten, so vil mir möglich war, worüber sie dan ihr größtes Wohlgefallen und Recreation gehabt, indem ich die französische Wörter noch zimlich läppisch ausgesprochen als ein neuer Anfängling.“

Eine sehr anziehende Schilderung gibt uns Burger vom Kloster Morrimond. Diese ist wohl typisch für die meisten französischen Klöster. Wir wollen sie deshalb dem Leser nicht vor- enthalten: „Morrimond ligt an den Gränzen Frankreich und Lothringen, vor Zeiten ein herrlich schön Gottshaus, aber zu diser Zeit schier gar ohn Ordnung, wie aus Mehreren zu erkennen sein wird. Sobald wir darin ankommen, wurden wir zwar aufgenommen, aber über die Massen übel accomodiert; dann es wurde jedem gleich ein Cellen angewisen auff dem Dormitorio, ganz zerrissen, ohne Fenster, ein Wällen Stroh und ein dinne Serge wie die Tischsergen war das

Deckbett, zwey schlechte Leylachen; beyneben war ein unleidliche große Kälte, ein scharffer Luft, und konnten wir uns niemalen recht wärmen; dann sie hatten kein Stuben, sunder nur ein Camin, um welches Füer die Alten saßen und kein Junge darzu gelassen wurden, bis die Alten darvon gingen. Und wurd uns gleich anbefolen (auch schon in der ersten Nacht unserer Ankunfft), in die Mettin zu gehen, welche, dieweilen sie alle Nacht gesungen wurd, allzeit auffs wenigst drey Stunden lang wehrte; dann sie hatten noch die gar langen Lectionen. Da wurd ich, je mehr und übler verfrört, indem ich mit bloßen verwundten Füßen also in den Chor Tag und Nacht gehen müeste, mich niemalen recht wärmen köndt, und sogar im Bett nit halber gedeckt war. Sie hatten weniger Erbärmnuß über uns als über ein Hund.

Mit dem Essen ging es folgendter Gestalt her: uns zwehn ward das Essen mit einander in einem Schüffelin gegeben, und weilien sie kein Gemüß gebrauchen wie wir im Teutschland, sunder an Fasttügen nur mit Fischen und Eyern speisen, ward uns zu Mittag ein Omulett von zwey Eyeren gegeben, und ein Suppenbrüe, welche wir selbstn einschneiden müestn. Und weilien sie weder Löffel noch Messer vorlegen, müestn wirs gleich wohl mit den Fingern ausklauben und wie das Wasser austrinken. Ein klein Gläslin (wie insgemein bey uns die Köldhgläslein seind) mit wenig Wein war jedem einmal eingeschenkt. Zu Nacht nie nichts Warms, sunder nur ein Gläslin mit Wein und ein Mütschelin Brodt. Weilen nun aber es uns unmöglich war, mit so Wenigem uns zu vergnüegen lassen (dieweil wir als Teutsche wohl müestn gessen haben) beklagten wir uns gleich über dises. Da wurd uns ein grössere Schüffel dargestellt, aber nit mehr darin gethan als zuvor in die kleinere, und noch ein Gläslin mit Wein ward zu gethan. Sie, die Conventualen, wurden zwar auch schlechtlich genug tractiert; aber gleichwohl hatten sie dise Unordnung, daß, welcher wolte sein Portion auff behalten, der dorfft es thuen. Darumb hatte ein Jeder im Refectorio sein bschlossenes Känsterlin, und hebte es auff; welche es dan also auffgehebt hatten, die schlupften

hernach nach Mittag in ein Winkel zusammen und verzehrten es; am Convents Tisch aber assen und tranken sie nichts.

Als wir dann etliche solche schandliche Mißbräuch nit leiden mochten, und so gar übel tractiert und accomodiert waren, entschlossen wir uns von dannen hinweg zu ziehen. Gingen für das Priorat, forderten den Prior zu uns heraus, welcher sich aber lang geweigert zu komen, dann er schüchte das latein reden, weilen so wohl er als alle andern solches gar schlechtlich kondte. Da wir aber mit Anklopfen verharreten, trat er zu uns heraus und sagt, was Ursachen wir so importun seyen. Wir antworten diser und diser Ursachen willen, und sagen, wir können und wöllten nit mehr so hündisch gehalten werden. Auch mißfallen uns die Unordnungen ganz und gar übel; wo es geschrieben seye, daß die Mönchen ihr Portion in Essen und Trinken sollen reservieren und hernach außer der Zeit unordentlicher Weis in den Wincklin mit einander verzeeren? Der Prior schwieg zu allem stockstill, endlich sagt er: Er kön uns auff dis Alles lateinisch nit antworten, dieweil sie nit gewohnt seyen lateinisch zu reden; gleichwohl bracht er sovil heraus, daß er halb französisch und mit halb lateinischen Wöcken uns so vil zu verstehen gab, er wöll es dem Herren Prälaten berichten, wir sollen noch bis morgens warten. Wir aber sagten, es seye uns schon einmal versprochen aber nit gehalten worden; wolten also nit mehr bleiben, sunder zogen fort.“

Doch Ende gut, alles gut, konnte auch unser Pater denken. Seine letzte Station im Kloster Mont Ste Marie bei Dôle war eine der besten. Er erzählt uns mit großem Behagen: „Zier wurd mir gleich ein groß Stuck überblibenenes Kalbsbraten und ein Maß köstlichen burgundischen Weins, du Claret genannt, vorgestellt. Ich zechte köstlich und schenkte mir selbst ein übers ander ein. Die Franzosen wunderten sich, daß ich den Wein ohne Wasser trank, sagten, ich werd bald artliche Geberden treiben. Ich aber that nit dergleichen, daß ichs verstuend, sunder aß und trank fort, gedacht bey mir selbst, hett ich nur noch ein Maß.“ Aber der so schöne Anfang hatte ein schlimmes finale. „Da ich nun fast fertig war, fragte mich einer, wo allenthalben im

Frankreich herumb gewesen sey? Da ich es gesagt, fragt er mich, wie es mir gefallen hab in Frankreich? Auff dises wolt ich kein Antwort geben, sunder schwieg. Da wolten sie mit allem Ernst, ich solls sagen. Da gab ich zur Antwort, wan sie mir die Parolen geben, daß mir nichts üfels darnach geschehen solle, wöll ich die Wahrheit bekennen. Sie versprachen mirs, sunderlich der Prälat des Klosters. Da sagt ich: Ich wolt lieber ein Hund in Teüschlandt seyn als ein Religios in Frankreich, also hat es mir gefallen. Da schrien die Franzosen auff und sagten: o du bestia! stunden in der Furi auff und sagten zum Prälaten des Klosters, er soll mich lassen in die Gefängnuß werffen. Der Prälat that dergleichen als wolt ers thuen. Er ließ mich in ein Kammer fñhren u. mir ansagen, daß ich mich morgens vor Tag solt hinweg machen. Es werde mir ein Mann zugeben werden, der mir den Weg weise, welches auch geschehen.“

Sieben Monate hatte sich Burger in Frankreich aufgehalten. Da ergriff ihn das Heimweh und er sehnte sich nach Deutschland zurück, „dann es ist doch annehmlicher und süßer in seim eigenen Nästlin als in einem fremdden zu wohnen, sunderlich weil die Teütschen und Franzosen nie so gar guten Magen gegen einander tragen“. Ausgestattet mit reichen Erfahrungen, sicherem Urtheil, gereifter Menschenkenntniß und gründlichem Verständniß der französischen Sprache trat er vor seinen Abt, der sich noch immer in Wettingen aufhielt und den Liebling mit Freuden empfing.

Doch bald bot sich ihm Gelegenheit zu einer neuen Wanderung. Der Amtmann Askanius von Germersheim hatte in einem Schreiben dringend um einen Religiosen für das Kloster Außerthal bei Speier gebeten. „Auf solches“, schreibt Burger, „geschah die Umbfrag, wer zu solchem Geschäft sich wölle brauchen lassen. Da war niemand daheim, ein jeder entschuldigt sich mit der Unmöglichkeit, dieweil selbiger Orthen große Kriegsversamblungen geschahen. Da brach ich, als der im Kloster und Orden Jüngste in die Red aus: Wolan, weil sich auch in disem niemand will gebrauchen lassen, wöll ichs williglich auff mich nemmen“. Also brach R. Burger



von Wettingen auf, zog über Konstanz, Überlingen, Pfullendorf, Rottenburg a. N., Tübingen, Heilbronn und gelangte unter großen Gefahren durch feindliche Parteien und zersprengte Heeretheile endlich nach Germersheim zum Amtmann. Sie konnten sich aber wegen Übernahme des Klosters nicht einigen, „dann der Amtmann bezogte die Meisterschaft über das Gottshaus“. Das aber ging Burger nicht ein. Der Amtmann wollte ihm hierauf die Pfarrei Hagenbach übertragen und versprach ihm 80 Thaler an Geld, 80 Viertel Früchte und etwas Wein. Burger aber erfuhr, daß Askanius „gar ein selzamer Mann were und daß es nit gut seye, under sein Gewalt und Regiment zu leben“. Darum lehnte unser Konrad in einem an den Amtmann gerichteten Schreiben auch dieses Angebot ab, „weilen er wol wisse, daß seynesgleichen Herren gemeinlich reich seien im Versprechen, aber arm am Halten“. Zugleich begehrte er Ersatz der Reisekosten. Der erzürnte Amtmann aber ließ ihm anzeigen, „er solle sich eilends fortmachen, oder er wöll ihn mit großem Spott aus seiner Herrschaft verjagen“.

So mußte Burger von Neuem zum Wanderstab greifen. Er begab sich nach Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt, Aschaffenburg und Wertheim in das Cisterzienserkloster Brombach an der Tauber. Hier verblieb er ein Jahr und versah vom Kloster aus die Pfarrei Dörlinsberg. Als aber der schwedische General Königsmark in Franken eingefallen, da dachte Burger „sein Hail auch wider weiters zu suchen.“ Er zog fort über Tauberbischofsheim, Lauda, Mergentheim, Nördlingen, Donauwörth und durchreiste ganz Osterreich. Auch diese Wanderungen hat er uns ausführlich geschildert. Er wird nicht müde, die Herrlichkeit des Landes, die Schönheit seiner Städte und den Reichtum seiner Klöster zu rühmen. Besondere Erwähnung finden die drei reichsten Klöster des Landes. Das erste ist Korneuburg bei Wien. „Das wird der Riesenkasten genannt vom Reichthum der vilen Früchten; das ander Melck, genannt der klingende Pfennig von vil Geldeinkommen; das dritt Görtweih, genannt der rinnende Zapfen von vilen Weineinkommen“.

Wie ganz anders findet er es hier als in Frankreich! Dort sind Mangel und Noth seine ständigen Begleiter, hier erwarten ihn überall Fülle und Überfluß. Er ist ganz begeistert von der herrlichen Pracht der Kaiserstadt Wien. In allen Klöstern wird er freundlich empfangen und reichlich bewirthet. Aber endlich ist unser Konrad reisemüde. Im Kloster Rhain bei Graz bitter er um Aufnahme. „Das Kloster ist majestätisch gebaut, reich an allen Dingen, sunderlich in Wein und Fischweyen. Es hat ein jeder Priester ein eigne Stuben und Aufwartter, der ihm die Betten und die Kleid und Stuben sauber halten muß. Es mag ein Jeder ein Pokal für sein Trinkportion kauffen, so groß einer will, es wird ihm eingeschenkt. Ich kieß mir ein drey Quartaligs, Andere hatten wohl übermäßige; was einer über Tisch nit trinkt, mag ers mit sich in sein Cell nehmen“.

„In diesem Kloster Rhain ist dises zu notieren würdig: alle Ihar auf Quasimodo wird ihr Kirchweihung gehalten und zwar mit solcher Solemnitet, daß ihretwegen vil hundert Menschen, auch die fürnembsten Herren im Landt, dahin sich begeben und alle gespeist und getränkt werden, und man auf freyem Feld müest kochen und vil Ochsen und Kölber, ohne die große Summe des Geflügels müessen gemetzget werden. Auch laßt der Prelat vil hundert silberne Schlüsselin machen, deren auch gar vil vergult werden. Dife benediciert er. Die vergulte schickt er den großen Landts Herren, auch einen dem Kaiser und der Kaiserin selbst; die silberne den anwesenden Gästen und sunst gueten Fründen. Dife Schlüsselin sollen große Kraft haben wider allerhand Gespenst und wider das Ungewitter und die Zaubereyen“.

Fast noch herzlichere Aufnahme fand Burger beim Abte des Klosters Lilienfeld. „Der that mir“, schreibt er, „so große Ehr und Lieb an, also daß mir schier nit größere hett widerfahren können, wann ich ein Prelat were gewesen. Ich müest ihm auch in die Hand versprechen, daß ich mein Prelat wölle dahin bewegen, daß er zu ihm nach Lilienfeld soll kommen und sein Exilium wölle bei ihm haben, bis er wider in sein Kloster könne kommen“. Von Lilienfeld zog Burger

14  
weiter nach Leoben, Gallen, Innsbruck und dann heimwärts nach der Schweiz. Auch unterwegs wurde er überall in den Klöstern freundlich empfangen, so besonders in Admont im Salzkammergut. „In dieser Benediktinerabtei wurde ich mit solcher Lieb aufgenommen, daß ichs billig noch

allzeit zu loben hab.“ Im Kloster Judenburg traf er auch zwei bekannte Klosterfrauen von Friedenweiler. „Dise hatten ein große Freud ab mir, schenkten mir Geld, versahen mich mit zarten Krügen, Fazenerlinen u. Zembderen u. thaten mir vil Guets“.



„Bürgerhäuslein“.

Jetzt begab sich Konrad Burger sofort nach Freiburg zu Kanofsky. Hier war er aber wenig willkommen. Doch lassen wir den Pater auch hier sein Abenteuer selbst erzählen: „Da er (Kanofsky) den Brief gelesen, fing er an zu fulminieren, boldern und sakramentieren, lieff den Saal auf und ab wie ein wilder Wolff, schnauft mich an und sagt: was ist es von Nörhen gewesen, einen solchen Brieff von Breisach her auszuwirken, ob er dann nit selbst einen solchen hett geben können? Ich sag darauff: ich hab müessen ein Brieff und Gewalt haben von dem, der das Commando über das ganze Land und nit nur

### III. Bürger als Beichtvater in Wonnenthal.

(1641—1680.)

Nach neunjährigem Exilium kam Konrad Burger im Juni 1641 wieder nach Wettingen. Hier fand er seinen Prälaten, den Abt Bernhard Stolz, und wurde mit Freuden von ihm aufgenommen. Der Abt klagte ihm sein Elend und seine Armuth, „daß er nämlich nicht drei Batzen habe, nur ein Paar Schuhe flicken zu lassen, auch kein gutes Hemd mehr anzuziehen“. Burger tröstete ihn und „verehrte ihm 18 Silberkronen und zwey guete Zembder“.

Hierauf zog er, nachdem ihn der Abt zum Beichtvater des Klosters Wonnenthal bei Kenzingen ernannt hatte, hinab in den Breisgau, um Thennenbach wieder in seine Hände zu bringen. Denn die Klöster und Schlösser des Breisgaus wurden von Frankreich an verschiedene Generale und Oberste verschenkt. Auch das Gotteshaus Thennenbach sollte an den schwedischen Oberst Kanofsky, den Kommandanten von Freiburg, verschenkt werden, der dessen Nutznießung bereits seit einiger Zeit angetreten hatte. Noch rechtzeitig kam Burger mit einem Rekommandationsschreiben des französischen Gesandten in Solothurn nach Breisach zum Baron d'Olsonville, dem französischen Kommandanten und Statthalter im Elsass und Breisgau. Dieser empfing ihn freundlich und sagte, „es gefalle ihm und werde dem König von Frankreich auch gefallen, daß die Geistlichen wiederum anfangen heimzukehren“. Zugleich gab er ihm einen Generalpaß und königlichen Gewaltsbrieff, nachdem das Kloster Thennenbach in der königlichen Protektion Frankreich Schutz und Schirm aufgenommen worden.

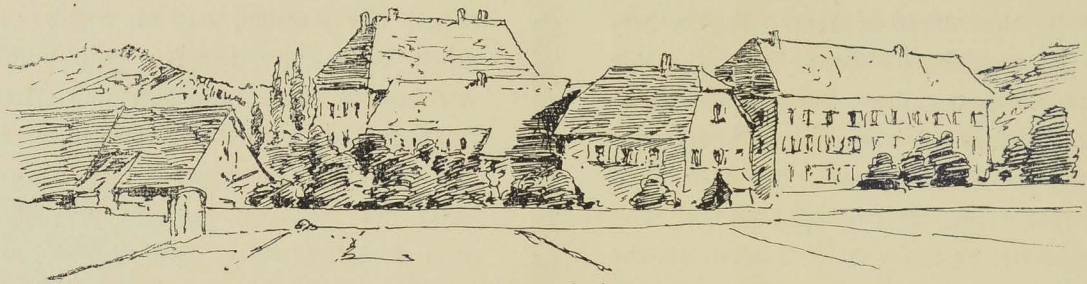
über Freyburg habe; dann das Gottshaus hab seine Gfäll hin und her im Land herum. Er sagt, was ich dann jezund beger? Ich beger des Gottshauses Gfäll und Güeter, die er bishero genutzt und gebaut hab. Er schreit darauff ganz furios auf und sagt: was du Münch? meinst du, ich soll dir deine Güeter jezund abtreten, welche ich mit solchen großen Kösten in gueten Bau gebracht; gib mir meine Unkösten zuvor wider, sunsten solt du nit gedenken sie zu bekommen. Ich sag hinwiderumb: ich sehe nit ein, was ich könnte schuldig sein an Unkösten zu ersetzen, dann hab er Unkösten angewandt, so hab er auch

großen Nutzen davon gehabt, zudem müßens ihm ja die Wälderbauern in Fron und vergebens bauen. Über diese Wort erzürnte er sich dermaßen, daß er mich mit dem Bauch an die Mauern gerennt und gesagt: Du tausend Sakraments Mönch, mach dich aus meinen Augen oder ich stürz dich die Stigen hinab. Ich sagt: das wär nit von Nöten, ich sei noch jung u. könn wohl selbstn hinabgehen. Drey Damen, welche vorn am Fenster stunden, erschrocken, gratzten im Har und winkten mir, ich solle hinabgehen. Worauff ich gesagt: Nun wolan, wann Ihr die Güeter behalten und bebauen wollt, so müest ihr mir ein billich Zins darvon geben. Da sagt er wider: was du hagelschlechtiger Mönch? Ich soll dir zinsen, ein Commandant und Herr über die ganze Stadt, da doch kein Mensch im ganzen Land zinsset. Endlich sagte ich: damit ihr mich nit die Stigen hinabwerffen köndt, will ich selbstn hinabgehen; aber ihr solt wissen, daß ich meine Güeter schon hibsch bekommen wölle. Er sagt hingegen: er hett ein Lust, er erstech mich mit dem Dägen durch und durch; er sey noch von keinem Menschen also injuriert worden als von diesem Mönchen“. Burger brachte es in kurzem dahin, daß Kanofsky nachgab, „dann es dotterte dem Tyrannen, daß man ihn, den Franzosenhasser, in Dreifach verklagen möcht“.

Dieser Erfolg verlieh unserm Konrad den Muth, sofort auch mit dem Oberstleutenant Polis, der ebenfalls Thennenbach'sche Güter im Bau hatte, ein Gleiches zu versuchen. „Ich ging also zu ihm und sagt: er wolle mir nichts verübel haben, ich hab ein Ansprach an ihn. Er sagt, was dann? Ich sag, er bau vier Tüch Acker, er müest sie mir cedieren oder Zins darvon geben. Er sagte: was? Zins geben? Er wöll mir etwas anders weisen. Wer ich dan sey, daß ich solchen Gewalt verüben dörfte? Ich sag: ich hab das Hertz, dieweil ich in meiner Jugend auch im Krieg etlich Jhar lang mit geloffen. Da sagt er: nun nemb es ihn nit mehr Wunder, daß ich so unverzagt sey. Ich müest morgen zu Mittag sein Gast sein, wir wölln mehr mit einander discurrieren. Ich bedankte mich des Einladens und sagt: ich daug nit mehr under die Soldaten; man möcht mir mit Trincken sovil

zusprechen, daß ich mich mit Reden vergreiffen und in ein Unglück gerathen köndt. Er sagt: er geb mir Parolen, daß ich nichts zu gefahren müest haben und trincken mög nach Belieben. Welches ich dan eingewilligt und Morgens gen Mittag mich eingestellt, freüntlich empfangen und wohl tractiert worden. Nachdem wir dan lustig mit einander gewesen und ich wider in mein Quartier wolte, gab er mir das Gleit bis hinunder zu der Porten und sagt: dieses soll anstatt der Zins für die Acker sein. Für die andern Jhar aber, so lang ichs noch behalten werd, will ich alle Jhar einmal die Capuziner tractieren; welches ich dan auch eingegangen, und hatt sich also diser Krieg auch geender“.

Nachdem Burger hierauf kurze Zeit die Pfarrei Elzach versehen hatte, begab er sich am 20. September nach Kenzingen zur großen Freude der Klosterfrauen und hörte sich auf St. Michaels-tag zum erstenmal Beicht. „Sie wohnten“, schreibt er in der Chronik von Wonnenthal, „in großem Elend und Armut in einem rauchigen Stüblin, in welchem kaum vier Menschen Platz hatten und durch alle Ofenkachlen ins Feuer gesehen wurde. Ihr ganzer Reichthumb an Vieh war ein Käzlin, ihr Wein war Leyren von Schlehén, ihr Brot muesten sie bettlen. Trotzdem wurden sie von der Stadt Kenzingen gezwungen, mit der Bürgerschaft an die Franzosen zu Kontribuiere. Jetzt verbot es Burger. „Und als die Herren der Stadt die Kontribution wie bisher gleichsam mit Gewalt haben wolten, gab er ihnen zur Antwort: sie hätten bisher unbilliger Weise von den Klosterfrauen Kontributionsgelder erhoben. Das Kloster seye ihnen nit unterthan, kein Heller solle ihnen werden. Sie aber dreüten heftig und sagten: sie wöllens schon hibsch aufschreiben und dann alles mit einander bekommen. Ich aber lachte ihrer, ging gen Dreifach, bracht ein königlichen Brieff mit, darinnen das Gottshaus ganz Kontributionsfrey erklärt worden. Mit solchem Schreiben kumb ich widerumb nach Kenzingen, forderte die Stadtherren auff das Rathhaus zu mir, welche auch erschienen. Ich las ihnen den Befehl vor. Darob verwunderten sich die Herren und hielten ihre Mäuler.“



Wonnenthal.

„Da es ihn nicht gelüstete, länger in dem rauchigen Stüblin in Kenzingen zu sein und täglich das Gottshaus Wonnenthal öd und leer vor Augen sah, gedachte er, es möge Gefahren halber ein schlechter Unterschied seyn, ob er in der offenen verbrennten Stadt oder draußen im Kloster wohnte. Nahm dero halben sein Bintel auff den Buckel und ging hinaus, um es für sich und seine Beichtkinder wieder etwas herzurichten.“ Aber wie sah es da nicht aus! „Kein Bänck noch Stüel; keine Fenster noch Läden, und aller Orth kneyshoch voller Mist und Roth. Wolt ich derohalben eine Wohnung haben, muest ich mir selbst eine zurüsten. Entlehnte dero halben Schauffel, Hauen, Beyel, Sägen und was ich mehrers von Nöthen hatte, burzte zuerst das schwarz Chorstüblin aus, machte mir ein Ligerstadt darin, verflochte die Fenster, so gut ich konndt, mit Papier und weillen es schon wintrige Nacht u. Täg gab, schlupfte ich selbst in den Ofen u. strich ihn aus. Alle Menschen misfrietheten mir und den Klosterfrauen, wir soltens noch nit ins Kloster wagen; wir seyen vor Partheyen weder Tag noch Nacht sicher. Ich aber achrete diser Reden gar nit, sunder fuhr mit Ausburzen und Ausbesseren immer fort, also daß endlich die Abbtissin und die Klosterfrauen auch ein Lust bekamen hinauszuziehen, welches dan auch den andern Tag nach Martini geschehen, da zuvor das Kloster schon über die drey Jahr öd gestanden und die Wölff darin gewohnt und gejungenet haben. Dis war also der erst Anfang widerumb des Gottshauses Wonnenthal.“

Aber kaum hatte die Sonne eine Ernte für sie gereift, die zweite wurde schon wieder ein Raub der Feinde. Denn Kenzingen und der

Breisgau wurden von Neuem von der verheerenden Brandfackel des Krieges erreicht. Noch acht volle Jahre dauerten die Durchzüge und Einlagerungen der kaiserlichen und feindlichen Truppen, welche das Kloster mit Auflagen, Steuern und Gefahren aller Art unter fortwährendem Druck hielten. Auch alles dieses hat unser Pater in der Chronik von Wonnenthal sorgsam aufgeschrieben. Niemand wird seine autoptischen Berichte und fesselnden Erlebnisse ohne tiefes Interesse und aufrichtige Bewunderung lesen. Mögen Zahlen und Namen auch nicht immer ganz zuverlässig sein — und sie können es nicht sein — so hat Burger gleichwohl die Hauptereignisse in scharfen Umrissen und deutlichen Skizzen gezeichnet. Seine Schilderungen sind frisch und packend und erschließen uns das Verständniß der Zeit, ihrer treibenden Kräfte und führenden Geister weit mehr als ganze Bände trockener kunsthistorischer Aufzeichnungen. So bilden sie vor allem eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Breisgaus. Sie schildern uns die Belagerung von Hochburg und Lichteneck, die Einnahme von Freiburg, Kenzingen und Breisach durch Bernhard von Weimar, die Schlacht bei Freiburg (1644) zwischen Mercy, Enghien und Türenne, die Märsche, Durchzüge und Winterquartiere der Kaiserlichen, Schweden und Franzosen und liefern treffliche Charakterbilder der bedeutendsten Männer. Das Ganze durchzieht ein feiner, freier Humor, der auch den dunkeln Partien des Lebens eine lichte Seite abzugewinnen weiß nach dem Motto im Simplicissimus:

Es hat mir so wollen behagen  
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen.

Mit den bekanntesten Feldherren der Zeit tritt der schlichte Pater in persönliche Berührung. Bei Enghien, Turenne, Guébriant, Erlach, d'Oisonville, Kanofsky, Herzog von Lothringen u. a. macht er seine Aufwartung, erhält Mundvorrath für sein Kloster, Einladungen zu Tisch und oft noch reiche Geschenke. Wiederholt hört er die Offiziere oder franke und verwundete französische Soldaten zu Beicht. Auch mit den Feinden weiß er sich trefflich zu stellen. Alles ist entzückt über den muthigen Pater, der das Soldatenleben durch und durch kennt und versteht. Durch Klugheit und Geschmeidigkeit, gewinnendes Wesen und Beredsamkeit einerseits, durch unerschrockenen Muth und thatkräftige Energie anderseits weiß er von seinem Kloster und dessen Besitzungen die größten Gefahren abzuwenden, aber auch die Achtung und Verehrung selbst der Feinde sich zu erringen. Dafür nur ein Beispiel:

Im Jahr 1643 hatte die ganze französische Armee unter Guébriant im Breisgau Winterquartiere bezogen und lag 14 Wochen in Kenzingen, Endingen und Waldkirch. Da ritt eines Abends bei Dunkelheit ein französischer Kapitän vor das Kloster, der seinen Major zu Endingen im Duell getödtet hatte. Burger nahm ihn liebevoll auf, theilte Stube und Bett mit ihm und behielt ihn vier Wochen lang. Niemand wußte davon als sein Fähnrich, der endlich beim Marschall Guébriant für ihn Pardon erwirkte. Da wurde der Kapitän mit großen Ehren in Wonmenthal abgeholt. Der Oberst von Endingen aber rief den Pater Konrad zu sich und sagte: „Ich hab da ein Sach verrichtet, man würd in ganz Frankreich kein solchen Geistlichen finden, der solches Werk der Barmherzigkeit verrichten thät, darumb wiß er nit, was er mir thun solle. Er ließ mir ein guet Frühstück geben und ein großen Sack mit Brot, Dürerfleisch und Schunken und muests einer seiner Diener mit mir nach Kenzingen führen. Mit disem Wesen ward ich ganz bekandt under allem Volck, also daß die Offizierer etlich Mal in der Nacht mit Wein, Fleisch und Brot zu mir nach Wonmenthal kamen und muest ich lustig sein mit ihnen, auch muest ich oft zu ihnen nach Endingen kommen und hielt mich einer umb den andern zu Gast.

Dardurch ist auch das Gottshaus Wunmenthal wohl defendiert und beschirmt worden, ja auch Thennenbach selbst und was demselben zu Kenzingen, Endingen und Riechlinbergen zugehörig gewesen“.

Baum hat Burger Nachricht, daß ein Heer sich naht, so erscheint er sters auf dem Plan. Meist erhält er auch Salvaguardien für sein Kloster. Kann er keine bekommen, so giebt er sich selbst als solche aus und vertreibt Marodeure und Parteien bei Tag und Nacht. Hier nur ein Beispiel, wie der muthige Pater einmal zu Nacht eine Partei von Wonmenthal abgetrieben: „Einsmal seind um Mitternacht 7 Reiter ankommen, die haben mit Gewalt ins Kloster einbrechen wollen. Wir hatten damahlen kein Salvaguardi und war ich allein ein Mannsperson im Kloster. Gedachte derohalben mein Heil daranzuwagen, als wenn ich ein Soldat und Salvaguardi im Kloster were und noch mehr bei mir hett. Ich hab mich bei disen gefährlichen Zeitten grau kleiden lassen, also daß wann ich den Rock hinwegthat, ich wie ein Soldat gekleidet war. Derohalben gab ich innerhalb im Haus raue Antwort hinaus durch die Thüren, formierte Schwür, wie die Soldaten im Brauch haben, schrie hinaus, sie sollen sich fortdrollen, oder ich geb Feuer auf sie. Ich redte bald französisch und lateinisch mit mir selbst. Es war noch ein Weib bei mir, die konndt ein Stimm machen wie ein Mann; dise muest ein Antwort geben, welches sie auch meisterlich that. Da schrie einer, wann ich ein ehlicher Kerl sei, soll ich zu ihnen hinauskommen. Trat also hinaus u. hatt mein weltlich Kleidung an wie ein Offizierer. Da fragt mich einer, was Volcks wir seien und wie starck. Ich antwort: wir seien unserer zehn und vom Erlachischen Regiment. Sie fragten weiters, was das für ein Ort wäre, daß solche Garnison darinliche. Ich antwort es sei ein Nonnenkloster. Sie antworteten, sie kommen eben vom Schwarzwald u. haben ein solches Nest (Friedenweiler) ausgeblindert, aber die Nonnen seien nit daheim gewesen, sunsten wollten sie besseren Sang gemacht haben. Auf dis begerten sie ein Trunck Wein u. ein Stuck Brot. Ich lacht und gab zur Antwort: oho ihr Kameraden, wir müessen selbst

Wasser sauffen. Hierauf ritten die Marodibrüeder wieder fort, nit anders vermeinend, als ich were ein Offizierer und Salvaguardi gewesen“.

Ein ander Mal kam wieder eine starke Partei vors Kloster und wollte mit Gewalt hinein. Burger redete wieder zum Thürschelterlin hinaus und sagte: „Ich hab Salvaguardi, ich mach nit auff. Sie aber dreüen heftig, ich soll auffmachen oder sie wöllen mir den Kopf verspalten. Als ich nit öffnete, brachen sie in das Redstüblin ein und drangen mit bloßen Dägen in das Haus herein. Diser Gschicht halb ging ein Gesäg aus und kam sogar ins Schweizerland bis gen Rothausen und Eschenbach, daß die Schwedischen mich zu Stücken zerhauen hetten wie ein Krautkopf, darumb mich die Klosterfrauen gemelter zweier Klöster schon für ein Martyrer hielten und anrueften“.

Als nach der Schlacht bei Freiburg (1644) Kenzingen und der Breisgau von den gegenseitigen Heeren wieder geräumt war, entfaltete Burger erst recht eine energische und rastlose Thätigkeit. Unermülich zieht er Tag und Nacht im Lande herum, um Zinsen und Gefälle einzuziehen, obgleich noch kein Zinsherr dergleichen gewagt. Seinem Beispiel folgten bald andere Klöster wie Ettenheimmünster, St. Georgen und Schuttern. Zur Einziehung der Zinsen und Gefälle waren ihm aber die Thennenbachschen Dokumente sehr nöthig. Diese waren beim Wegzug der Mönche aus Thennenbach im Jahr 1632 in den Pfarrhof nach Breisach geflüchtet worden. Nach Einnahme der Stadt durch Bernhard von Weimar fielen alle brieflichen Sachen samt dem gleichfalls geflüchteten Hausrath in die Hände des Siegers. Die Dokumente wurden dem Kammerpräsidenten Zangemeister übergeben, der Hausrath aber dem Prädikanten des Herzogs geschenkt. Jetzt ging Burger abermals nach Breisach zum französischen Kommandanten d'Olsonville und trug ihm seine Bitte vor. Der Kammerpräsident erhielt sofort schriftlichen Befehl, dem Pater die Dokumente umgehend auszuliefern. Er durfte sich nicht widersetzen, wie sehr es ihn auch verdross. Burger schreibt darüber: „Damals war der Zangemeister gerade bei einem Hochzeitessen, dann er hatte sein eine Tochter ausgeben; u. da sie zu Tisch gesessen waren,

muest er wider aufstehen, auf die Kammer gehen und mir die Sachen einhändigen. Solches verdross ihn dermaßen, daß er mir schier gar ins Angesicht gspyen und gesagt: ey warumb hat man es disem Thennenbach nit auch gemacht wie mans Hochburg gemacht. Ich antwort daruff und sag: Thennenbach hats nit also verdient wie Hochburg“.

Burger begab sich hierauf zum Prädikanten. Dieser aber widersetzte sich stark und erklärte, die Sachen seien ihm vom Herzog Bernhard als eroberte Feindesachen verehrt worden, er gebe sie nicht heraus. Der Kommandant aber schickte alsbald einen scharfen Befehl an den Prädikanten, er solle alles beim Geringsten herausgeben oder er werde noch heutiges Tags aus der Stadt verwiesen. „Obwohlen der Prädikant voller Gift war, ließ er doch ein Maß Wein herbringen, welche wir trunken. Als alles hergeschafft war, begehrte er etliche Sachen, die ich ihm sollte lassen, sunderlich die Zwählen, Leylachen und Tischtücher, welche schon alt und zum Theil zerissen waren, dann es gebe noch Windeln für seine Kinder. Ich aber gab ihm zur Antwort: ich brauch und hab die Lumpen auch nöthig, er hab vil Gelt, könn neue kaufen. Unter dem Zinggeschir war auch eine schöne 3schoppige Randt mit silberübergültem Deckel. Dife begehrt er heftig, ich solts ihm lassen, dann sie sei bisher sein Taufgeschir gewesen. Ich aber gab zur Antwort, sie sei bisher meines Prälaten Tringgeschir gewesen, sie müest es widerumb werden“. Da Burger nun alles nach Wunsch erhalten hatte, schaffte er es in Fässern nach Kenzingen und sandte es von da an seinen noch im Exil befindlichen Abt. Gleichzeitig übermittelte er ihm auch das von Abt Johann Zenlin verfaßte uralte pergamentene Urbarium, das er nebst andern geflüchteten Sachen in Friedenweiler entdeckt hatte. Als der Abt das Urbarium erblickte, jubelte er laut auf und schrieb seinem Konrad, „wiewohl er mehr als arm sei, so hätte er ihn doch damit mehr erfreut, als wenn er ihm 300 Dukaten geschickt hätte“.

Aber Konrad Burger ist nicht der Mann, auf halbem Wege einzuhalten. Bald holt er den

Abt selber aus dem Exil. Denn nachdem er in Wonnenenthal die Hauswirthschaft geordnet, zwei Kühe, etliche Schweine und Hühner, Frucht, Wein und einigen Hausrat zusammengebracht hatte, bricht er mitten im Winter nach Wettingen auf, um seinen Abt herunterzuholen in den Breisgau und wieder in das Seinige einzusetzen. Er brachte es auch dahin, daß der Prälat ihm folgte, und sie gelangten wohlbehalten nach Wonnenenthal. Jetzt läuft unser Konrad abermals im Land herum, zieht Zins und Schulden ein, um seinen Abt damit zu erhalten. Hierauf begibt er sich mit seinem Prälaten auf Visitationen der Klöster, überall sein ständiger Begleiter und unentbehrlicher Rathgeber. Dann aber trachtete Burger mit allem Fleiße darnach, dem Gottshaus Thennenbach wieder aufzuhelfen. „Da aber der Abt noch kein Wagen dazu hatte, sunder lieber zu Wunnenthal u. Riechlinbergen sein Wohnung behielt, so hielt ich mit ihm einsmals ein Gespräch u. sagt: wann wir noch lang also auf dem Land wohnen u. herum vagieren, so sey darumb dem armen Gottshaus nit geholfen, dann es gange je länger je mehr zu Grund. Ich wolt darumb von Wunnenthal hinweg nach Thennenbach, ein Haushältlin anzufangen. Er aber wolt sich darzue nit verfehn, sunder sagt: es sey noch nit Zeit, zog mich von Tag zu Tag hin und wolt eben schier gar nit daran. Aber ich ließ ihm keine Ruh und zwang ihn halber, wiewohlen die Wunnenthaler auch hefftig darwider thäten, als welche mich nit gern fortließen. Aber ich überwand letztlich alles“.

Am 19. Juni 1647 brach Burger nach Thennenbach auf, blieb aber gleichwohl Beichtvater in Wonnenenthal, wohin er sich alle 8 bis 14 Tage begab. Auch in Thennenbach war alles in unbeschreiblichem Zustande: die Dächer u. Gewölbe zerfallen, die Fenster zerschlagen, das Blei gestohlen, desgleichen das Eisen an Thüren u. Schlössern, die Gärten voll baumhohen wilden Gestrüpps. Das Ganze glich einem undurchdringlichen Walde, der das Kloster vollständig verdeckte. Burger aber ruhte nicht, bis das Nöthigste wenigstens geordnet war und der Abt wieder einziehen konnte. Er pflügt und sät, erntet und drischt, er zimmert und mauert, hämmert und hobelt, er errichtet

Altäre und Kanzeln, er sorgt für neue Orgeln, Glocken und Uhren. In kurzer Frist bringt er es dahin, daß wieder junge Mitglieder aufgenommen werden können. Unermülich zieht er landauf landab und haust so umsichtig und energisch, daß die während des Krieges verschleuderten Güter der beiden Klöster wieder zusammengebracht und das Einkommen an Zinsen u. Güten wieder flüssig gemacht wurde. Auch im Thennenbacher Hof zu Freiburg, wohin er auf ein Jahr als Statthalter versetzt wurde, gelang es ihm, wieder alles in gute Ordnung zu bringen.

Im Jahr 1653 wurde Burger als Beichtvater nach Lichtenthal versetzt. „Wie ungern mich die Wunnenthaler fortgelassen“, ruft er aus, „könndt ich nit genuogsam beschreiben, wills darumb lieber mit Stillschweigen übergehen. Es ist mir in dem Closter Lichtenthal vil Ehr und Guets widerfahren und hab ein zimliches salarium gehabt, dan ich bin mitsamdt den Verehrungen auf 60 Thaler kommen und hat man mir auch den Doctor u. Apotheker müessen aushalten“. Aber schon nach 18 Monaten kehrt er auf dringende Bitten des Konvents nach seinem geliebten Wonnenenthal zurück.

Doch Undank ist der Welt Lohn. Dies mußte auch Konrad Burger erfahren. Er erzählt: „Was es nun mit den andern Patribus für ein Verschaffenheit gehabt, ist dise gewesen. Es ließen mich alle in disem Ländlin worgen. Sie und da kam zwar einer herab und setzte sich gen Thennenbach und wolt daselbst ein Haushältlin anfangen, konndt aber weder hotten noch hüssen, mocht weder Mangel noch Hunger leiden, noch vil weniger schaffen. Und wann ihnen die gnädige Frau oder die andern Klosterfrauen erzählten, wie ich Tag und Nacht renne und zapple, vil Leib- und Lebensgahren für das Gottshaus Thennenbach und ihr Kloster Wunnenthal ausstehe, gaben sie ihr zur Antwort: warumb ichs thue, es zwingt mich niemandt derzue, ich wöll eben also gesehen und ein großer Hans seyn. Dis war der Dank meiner Mitbrüederen“.

#### IV. Burgers Schriften und Charakter.

Am Schlusse seiner Aufzeichnungen über das Kloster Wonnenthal gedenkt Konrad Burger in folgenden rührenden Worten seiner eigenen Heldenthaten: „Dieses hab ich erzehlen wollen, dardurch die großen Gefahren umb etwas den Nachkömmlingen erkennen zu geben und zu hinderlassen, welche das arm Gotteshaus Wunnenthal und seine Inwohnenden in wehrendem schwedischen u. französischen Wesen hindurch vilfältig und ohne Zahl hat ausstehen müessen und wie es Gott der Allmächtige jederzeit so gnädiglich und väterlich vor gänzlichem Undergang erhalten hat, in welchen es oft gar leichtlich hett können geraten und ohn allen Zweifel geraten wäre, wan sie nit persönlich u. P. Conradus ihr Beichtvatter bei ihnen im Kloster bliben wären, welcher sie, wie ein getreyer Zirt seine Schäflin, vor den Wölfen getreylich hat helfen erhalten und sein Leib und Leben nit nur einmal für sie drangesetzt in die äußerste Gefahr“. Dann fährt er weiter: „Die weil das Papeir allhie ein End genommen, hab ich auch dem Buech ein End machen müessen. Dieweilen aber mein Leben aus Gottes Gnade noch kein End will haben, sunder dem Glück und Unglück noch lenger mueßt underworfen seyn, so hab ich noch ein neu Buech angefangen, welches der ander Teil sein soll und die Continuirung der künftigen Jahre, so Gott will, enthalten soll“. Dieses Buch ist jedoch leider nicht vorhanden.

Konrad Burger, welcher erst mit 16 Jahren das Abeece gelernt, schrieb fünf Werke:

1. Itinerarium oder Raifbüchlin, worin alle Raifen und vil denkwürdige Sachen von Kriegsläuffen, auch anderen Sachen mehr begriffen, einem Lesenden nit unangenemb die Zeit ein wenig darmit zu vertriben. Das Manuscript befindet sich im Kloster Mehrerau bei Bregenz. Das Itinerarium ist auch herausgegeben von Dr. Alzog im V. u. VI. Band des Freiburger Diöcesan-Archivs.

2. Series XXXII D. D. Abbatum, qui monasterio Portae Coeli vulgo Thennenbach S. O.

Cisterciensis ab a. Christi 1158 usque ad annum 16 . . . . praefuere. Additis quibusdam scitu et notatu dignis, Collectore Reverendissimo Dño D. Adamo Egeter, Abbate hujus etiam Monasterii trigesimo; in hunc ordinem redacta sub Rmo Dño Dño Hugone Abbate trigesimo secundo a. 1657 a F. P. J. Conrado Burger ejusdem monasterii Conventuali. Das Manuscript befindet sich ebenfalls in Mehrerau.

3. Das Thennenbacher Kloster-Diarium, I. Band vom Jahr 1598 bis 1658 enthält auf folio 73 bis 87 Einträge von P. Conrad Burger mit dem Eingang: „Solgt nun, was sich in mein Fratrís Conradi Burgern Frib. in dem Gotteshaus Thennenbach wehrenden Bursariats Ampts zugetragen, von dem Mittels Monats Junii 1647“. Es befindet sich im General-Landesarchiv Karlsruhe.

4. Chronik des Klosters Wunnenthal. Sie ist der Äbtissin Maria Ursula Auerin „pro novo anno“ (1659) gewidmet und beginnt: „Der hochwürdigen Frauen Maria Ursula, Äbtissin dieses wohlloblichen Gotteshauses, verehrt diese seine geringe Arbeit, welche in Erforschung in den noch bewesenden brieflichen Dokumenten angewendet worden, ihr getreuer, wiewohl unwürdiger geistlicher Vatter und nun bereits in das 39te Jahr gewesender Seelsorger P. S. Johann Conrad Burger“. Nach Burgers Tode wurde sie fortgeführt von P. Benedikt Widerkehr bis 1686 und von da an von Soror Maria Francisca Scholastica Staehlin. Die Fortsetzung reicht bis 1752. Die Chronik wird ebenfalls im General-Landesarchiv Karlsruhe aufbewahrt.

5. Neben diesen vier handschriftlichen Arbeiten erschien von Burger auch eine Druckschrift: „Wunderbaum oder Wunderbarliches Leben des Sonigfließenden Kirchenlehrers und hl. Vatters Bernhards, aus allerhand lateinischen Autoren zusammengezogen und mit Licenz der Superioren in 600 Exemplaren getruckt worden zu Freyburg von Jakob Wehrlin anno 1677“.

Über Burgers Ende schreibt der Fortsetzer der Chronik des Klosters Wonnenthal: „Nunmehr zu dem Lebensend unseres R. P. Conrad Burger mich wendend, erinnere ich Alle und Jede,



daß dieser bei 39 Jahr allhie Beichtvatter gewesen, wohlverdient um dis Gotteshaus wegen vilen Bücherschrieben, Mühen, Sorgen und gefährlichen Zeiten. Am 11. August 1769 ist P. Conrad erkranket und nach 5 Monaten, nämlich am 18ten Januar 1680 gottselig verschieden. Er ligt begraben in Wunnenthal vor dem Hochaltar neben seinem Brueder, dem gewesenen Vogt von Oberhausen, so im Rhein bei Sasbach ertrunken“.

Nachdem wir sein umfassendes Wirken betrachtet, werfen wir billig am Schlusse seines vielbewegten Lebens noch einen Blick zurück auf seinen Geist und Charakter und suchen dessen Grundzüge in ein Gesamtbild zusammenzufassen.

Burger war ein Mann von gesundem Verstand, der überall den Nagel auf den Kopf traf, mit einem Herzen voll Wohlwollen, echter Frömmigkeit und werktthätiger Liebe. Sein Hauptlehrmeister war das Leben mit frühen Erfahrungen und außerordentlichen Schicksalen. Hier hat er die Eindrücke gesammelt, die er später reichlich verwerthete, hier hat er seine Natur gesund und frisch erhalten, daß er unberührt blieb von allen nachtheiligen Einflüssen und in seinen Schriften das frischfühlende Naturkind widerspiegeln konnte. Überall auf seinen Reisen und Wanderungen hat sein kluges und geübtes Auge sich sorgsam umgesehen, und was er wahrgenommen, prägte sich ihm tief ein. Burger war sehr lebhaften Temperaments, ein echter Sanguiniker, voll frischquellender Lebenslust und innerer Fröhlichkeit. Kurz von Entschluß, rasch zur That, bei großer Herzensgüte leicht in Zorn aufwallend. Der schlichte Pater erscheint überall als klug und einsichtsvoll, muthig und lebensgewandt, in den größten Gefahren ausdauernd und entschlossen, dabei durchaus als redlicher Charakter und ganzer Ordensmann. Für Einflüsse der Furcht und Bangigkeit scheint er nicht zugänglich gewesen zu sein. Immer steht er im Vordertreffen. Wo andere angstvoll zusehen, handelt er rasch; wo ältere rathlos zaudern, bietet er, der jüngere, sich willig an für den Posten der Gefahr. Überall bekundet er eine rührende Dankbarkeit. Er vergißt nichts

zu erwähnen, was er erspart oder gewonnen, und was mitleidige Leute in der Noth ihm geschenkt, das hält er fest im Gedächtniß nach dreißig und noch mehr Jahren. Sein Edelmuth wird selbst vom Feinde gerühmt. Mit dem Verdienste einer wandellosen Loyalität verband er noch das weit höhere eines seltenen Freimuths und einer kühnen Festigkeit. Eine Kernnatur, die es wagt, der Wahrheit frei und frank in das strenge Antlitz zu schauen; abhold, den Dingen die Phrasenmaske vorzustrecken, nennt er sie schonungslos beim rechten Namen. Offen übt er Kritik an verschiedenen Klöstern in Baden, der Schweiz, in Frankreich und Osterreich; aber seine Schilderungen sind immer lehrreich und interessant. Auch seinem eigenen Abt scheut er sich nicht derb und ungeschminkt die Wahrheit zu sagen und im Bewußtsein seines Rechts selbst dem Feinde unerschrocken entgegenzutreten, überall ein Kämpfe sonder Furcht und Tadel.

Dabei ist er aber durchaus ein Kind seiner Zeit. Er glaubt ängstlich an Hexen und Gespenster. Sein Leben ist wie das seiner Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Übergängen, unerwarteter Hilfe, ebenso wie von Todesgefahr, Mangel und häufiger Veränderung des Orts. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehen, wie sich gerade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Überlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Einzelnen eingreift, ausgebildet hat. Welches Herz mußte der Mann besitzen, zu dessen täglicher Thätigkeit es gehörte, unermülich und aufopferungsvoll zu rathen, zu helfen und zu trösten!

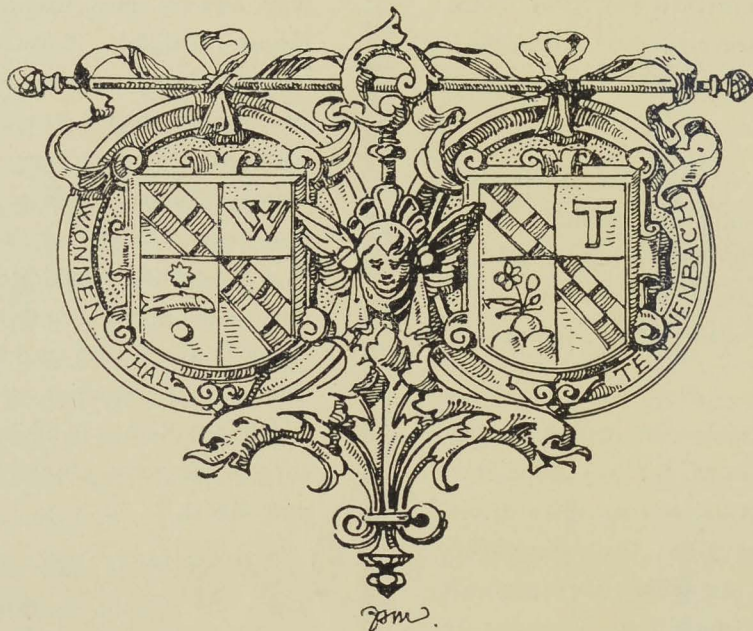
Wie wenige seiner Zeitgenossen wußte er die Feder zu führen. Seine Sprache ist einfach, kernig und natürlich. Er erzählt mit epischer Behaglichkeit und Breite, aber ohne Überschwenglichkeit und widrige Salbung, voll tiefer natürlicher Empfindung. Ernst und Humor gehen neben einander als gute Kameraden in gleichem Schritt und Tritt. Der naive und urwüchsige Ton seiner Erzählung erinnert vielfach an seinen berühmten

Landsmann und Zeitgenossen Christophel von Grimmelshausen von Renchen, den Verfasser des *Simplicissimus*.

So zeigt sich Konrad Burger, immer mitten im bewegten Leben stehend und dasselbe überall durchschauend und erfassend, als Charakter wie



als Talent gleich hervorragend. Wir bewundern und verehren in dem Sohne Freiburgs einen Mann, der ein ehrendes Andenken bei der Nachwelt in hohem Grade verdient und in der Geschichte des Breisgaus und seiner Metropole sich einen unbestrittenen Ehrenplatz erkämpft hat.



## Zigeuner am Oberrhein.

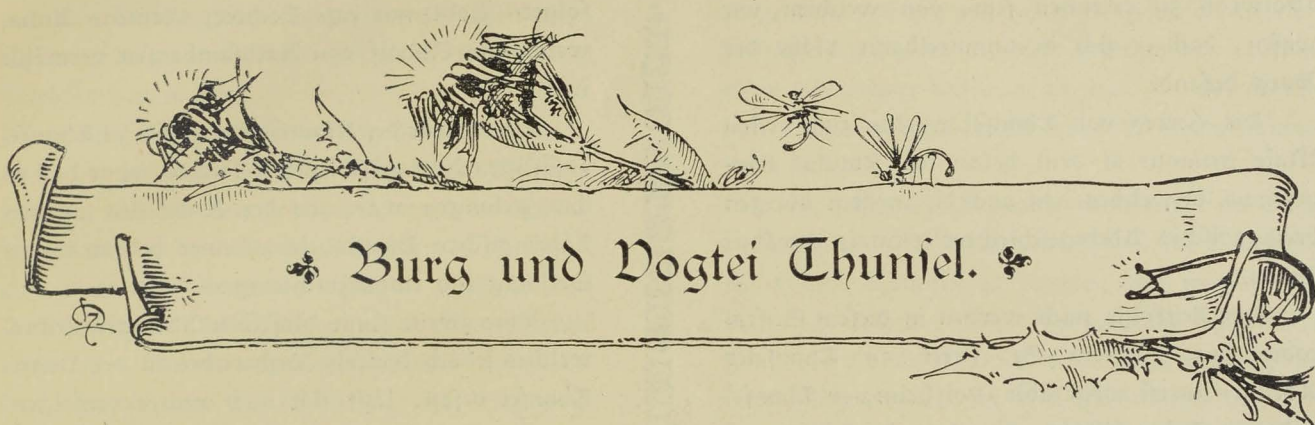
In einem gediegenen Aufsatz mit obigem Titel (Band XIV, Seite 68 ff) hat A. Poinignon mit gewohnter Gründlichkeit die Spuren jenes fahrenden Volkes in oberrheinischer Gegend verzeichnet. Er sagt richtig (S. 77), daß am Ende des vorigen Jahrhunderts die Zigeuner am Oberrhein nicht mehr in größeren Massen, sondern in kleineren Familien zertheilt aufgetreten sind, da die Emmendinger Generalgaunerliste des Obervogts Roth unter 3147 Gauern keine geschlossene Zigeunerbande aufweist.

Das Andenken an jenes Gesindel und seine Raubthaten scheint die Behörden damals zu größter Wachsamkeit angespornt zu haben. Die vorderösterreichische Regierung will im Herbst 1791 erfahren haben, daß mit den nach Ettenheim bestimmten Rekruten-Transporten der sogenannten Mirabeauschen Legion auch Zigeuner ins Land gekommen seien (Generallandesarchiv Karlsruhe). Diese Leute sollen durch die Ortenau nach Oberkirch sich gewandt haben, wo damals das zu den Prinzen übergetretene französische Regiment Berwick Standquartier hatte. In Anbetracht der vorliegenden Reichs- und Kreisbeschlüsse ersuchte Regierungspräsident von Summerau in Freiburg am 20. September 1791 die Margräfliche Regierung in Karlsruhe, an alle Behörden gemessensten Befehl zu ertheilen, sämtliche Truppentransporte genau durchsuchen zu lassen. An „Seine hochfürstliche Eminenz“ den Kardinal von Rohan wurde ebenfalls die Bitte gerichtet, dieses mit sovieler Mühe und Kosten erst vor Kurzem ausgerottete Gesindel wieder hinausbringen zu lassen. Um dieser Bitte der Freiburger Regierung größeren Nachdruck zu geben, erging von Seiten der badischen Regierung am 25. Sept. 1791 ein ähnliches Schreiben an den in Betreff der Truppenwerbungen ungemein weitherzigen Herrn Kardinal.

Ob sich thatsächlich Zigeuner unter der Mirabeauschen Horde vorfanden, ist nirgends in den Akten zu lesen, denen obige Notiz entnommen ist. Möglich wäre es schon gewesen, da Obervogt von Blittersdorf am 15. März 1791 berichtet hatte, es seien unter den nach Ettenheim bestimmten Rekruten auch drei Kerle gesehen und von einem Wirthe erkannt worden, die auf der „Sulzer Jaunerliste“ des Oberamtmanns Schaefer standen\*). Diese aus dem Jahr 1784 stammende Liste scheint nach der „Schwäb. Chronik“ vom 24. März 1790 eine Fortsetzung gefunden und Jahre lang den Werth eines Verbrecheralbums bewahrt zu haben.

Joseph Sarrazin.

\*) Der Katalog 67 der Antiquare Stoll und Bader in Freiburg nennt unter No. 651 folgende Liste: „Sulz. Zigeuner-Liste und genaue Beschreibung des sich in Schwaben, Böhmen, Ungarn und in den Hessen-Zanau-Lichtenbergischen Landen, bei Pirmasens aufhaltenden und herumvagirenden Räuber- und Zigeunergesindels etc.“ — 88 Seiten folio, Tübingen 1787.



Von Rudolf Zugard.

**T**u, wo das Münsterthal nach der Rheinebene breit sich öffnet, inmitten fruchtbaren Geländes liegt das Dorf Thunsel, bis zur Aufhebung des Benediktinerklosters St. Trudpert der Ruhestitz seiner Äbte.

Nur einen bescheidenen Umfang besitzt der Ort, und nie war er berufen, in der Geschichte unseres Gaues eine bedeutende Rolle zu spielen; dennoch bieten aber seine Geschicke mit dem mannigfachen Wechsel seiner Herrschaft und seine Erlebnisse unter dem Krummstabe manches des Interessanten.

Mit der Gemeinde Thunsel ist von jeher vereinigt der Flecken Schmidhofen, und zu ihr gehörte auch einst der jetzt gänzlich verschwundene Weiler Nuttkhofen. Diese „Vogtei“ Thunsel zählte im Jahre 1475 vierunddreißig Herdstätten oder ungefähr 170 Einwohner. Im Jahre 1525 war die Zahl der bewohnten Häuser auf 40 gestiegen, eine Häuserzahl, welcher ungefähr eine Bevölkerung von 200 Seelen entspricht. Von dieser Zeit an stieg die Zahl der ansässigen Leute rascher; im Jahre 1812 waren es deren 648, und jetzt besitzt Thunsel-Schmidhofen 742 Einwohner.

Der Bezirk, in welchem die Vogtei Thunsel liegt, gehört zu den ältesten Ansiedlungsgebieten unseres Landes, und in seiner unmittelbaren Nähe kreuzen sich zwei Straßen nachweisbar römischen Ursprungs: die große Heerstraße und der sich

vom Rheine nach dem Münsterthale ziehende „alte“ Weg.

Zum ersten Male urkundlich erwähnt wird das Dorf Thunsel in einer Urkunde vom 6. Januar 852. Wir erfahren durch dieselbe, daß die Freileute Immo, Wolfwin und Wolwroh an diesem Tage dem im benachbarten Münsterthale gelegenen Benediktinerkloster der Heiligen Petrus und Trudpert zu ihrer und ihrer Eltern Seelenheil ihre zu „Tonsol“ gelegenen Besitzungen übergaben. Sie überwiesen dem Kloster insbesondere ihren Dinghof mit allen Zugehörungen, sowie die Kirche und den Zehnten. Sie bestimmten dabei, daß dieser letztere wie bisher in drei Theile getheilt werde, und daß davon zwei Drittel dem Convent im Kloster zukommen sollten und der Rest dem Geistlichen verbleibe.

Übrigens war dieser Hof, welcher mit der Kirche und dem Zehnten an das Kloster St. Trudpert überging, nicht der Herrenhof des Ortes; wir finden vielmehr einige Jahrhunderte später eine Burg zu Thunsel erwähnt, welche den Stammsitz des Edelgeschlechts derer von „Tonsol“ bildete.

Von dieser Burg sind längst alle Spuren verschwunden; die Bezeichnungen „Burgbergle“ und „Burgweg“ jedoch zeigen uns, daß wir ihren Standort auf der unterhalb des Dorfes liegenden Anhöhe zu suchen haben. In den „Burghöfen“ aber, welche bei derselben liegen, dürfte der alte Dinghof der Freileute Immo, Wolfwin und

Wolwroh zu erkennen sein, von welchem wir wissen, daß er sich in unmittelbarer Nähe der Burg befand.

Die Herren von Thunsel werden zum ersten Male genannt in dem bekannten Rotulus Sanpetrinus, in welchem wir auch die meisten übrigen breisgauischen Adelsgeschlechter erstmals erwähnt finden.

Der Zeitfolge nach werden in diesem Stiftsrodell des Klosters St. Peter an Thunseler Adelligen zuerst aufgezählt Wolfhelm von Thunsel und sein Sohn Hildebrand. Laut desselben verkauften diese beiden zähringischen Ministerialen in Gegenwart ihres Herrn, des Herzogs Berthold III. von Zähringen, und des Markgrafen Hermann II. von Baden dem Kloster St. Peter ihre Güter zu Schallstadt. Dieser ohne Zeitangabe aufgeführte Verkauf geschah kurz vor dem Jahre 1122.

Zum zweiten Male wird derselbe Hildebrand von Thunsel in der Regierungszeit des Herzogs Konrad von Zähringen (1122–1152) unter den Zeugen genannt, als Ulrich von Alzenach\*) ein Gut bei Hausen a. M. dem Kloster St. Peter übergab.

Endlich wird im Rodell Burchard von Thunsel erwähnt als Zeuge in einem Tausche, welchen die Abtei St. Peter und ein Schwarzwälder Adelliger vornahmen. Die Anwesenheit des Herzogs Berthold IV. von Zähringen und seines Bruders Adalbert zeigt uns, daß wir diesen Besitzwechsel in die Zeit zwischen 1152 und 1186 zu setzen haben. Denselben Adelligen finden wir auch in zwei Urkunden aus den Jahren 1156 und 1161, und zwar beide Male als Zeugen im Gefolge des Herzogs Berthold IV. von Zähringen.

In welcher Weise dieser Burchard mit den beiden andern im Stiftsrodell genannten Adelligen von Thunsel verwandt ist, läßt sich nicht erkennen, und ebenso sehr sind wir auch über die nächsten Glieder des Adelsgeschlechts im Unklaren.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erscheint ein zweiter Burchard und ein Berthold von Thunsel, welche wahrscheinlich Brüder waren. Burchard starb kinderlos, der andere hinterließ bei seinem Tode kurz vor 1256 er-

\*) Eine jetzt verschwundene Burg bei Gündlingen.

folgten Tode nur eine Tochter, Namens Anna, welche mit Rudolf von Rathsamhausen vermählt war.

Damit war der Mannesstamm des zu Thunsel ansässigen Adelsgeschlechts erloschen, ohne daß es ihm gelungen war, aus der Reihe des niedern zähringischen Dienstadels zu einer bedeutenderen Stellung sich emporzuschwingen.

Eine zweite Linie desselben Adelsgeschlechts, welches jedoch keinerlei Besitzrechte an der Vogtei Thunsel besaß, läßt sich noch weiter verfolgen, und wir finden dieselbe im 14. Jahrhundert zu Brisingen ansässig.

Wohl aus dieser Familie stammte der in der Geschichte des Breisgaaues häufig genannte Johanns von Tonsul. Dieser Adelige, welcher in einer im Jahre 1339 zu Staufen ausgestellten Urkunde erstmals erscheint, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Hier gelang es ihm, die Würde eines Generalvikars des Bischofs Heinrich III. von Konstanz zu erhalten, wo er während der Kirchenspaltung als offener Anhänger des Gegenpapsts Klemens VII. eifrig thätig war. Die Würde eines Generalvikars bekleidete er dem Anscheine nach bis zum Tode des Bischofs Heinrich im Jahre 1383. Bald darauf finden wir ihn zu Waldkirch ansässig, wo er schon vor längerer Zeit Pfarrer zu St. Walburg und Dekan des Ruralkapitels Waldkirch-Freiburg geworden war. Hier errichtete er im Jahre 1374 eine größere kirchliche Stiftung, welche nach seinem Tode im Jahre 1395 die Äbtissin des Frauenstifts daselbst noch vermehrte.

Mit dem Tode dieses kirchlichen Würdenträgers verschwindet das Adelsgeschlecht derer von Thunsel. Wohl erscheint noch im Jahre 1531 ein „Dr. jur. et med. Johans von Thunsel, genannt Silberberg“; es dürfte sich hier jedoch eher um einen von Thunsel stammenden Gelehrten handeln.

Die Adelligen von Thunsel hatten die Vogtei Thunsel ursprünglich als herzoglich zähringisches und von 1218 an als gräflich freiburgisches Lehen besessen.

Als kurz vor dem Jahre 1256 mit dem Tode des Ritters Berthold von Thunsel der Mannesstamm der zu Thunsel ansässigen Linie erlosch, gingen Burg und Vogtei sammt zahlreichen

anderen Besitzungen erbchaftsweise auf dessen Tochter Anna und deren Gemahl Rudolf von Rathsamhausen über.

Dieser Besitzwechsel vollzog sich jedoch durchaus nicht ohne Anfechtung. Im Gegentheil, es entstand zwischen den Erben und dem Lehensherrn über Thunsel, dem Grafen Konrad von Freiburg, ein erbitterter Streit, welcher — wie es den Anschein hat — schließlich zu einer offenen Fehde ausartete. Rudolf von Rathsamhausen zog dabei den kürzeren, und am 11. Januar 1256 sahen er und seine Gemahlin Anna von Thunsel sich genöthigt, mit dem Grafen Konrad von Freiburg einen Vergleich einzugehen. Gegen eine Entschädigung von 400 Mark Silber mußten sie dem Grafen Konrad die Burg und Vogtei Thunsel und alles, was dazu gehörte, abtreten, und gleichzeitig mußten sie die Urfehde ausstellen, allen den Schaden, der ihnen vom Grafen und seinen Leuten zugesügt worden sei, nimmer zu rächen. Es erfolgte dieser Verzicht zu Freiburg in Gegenwart des Abts von St. Peter, der Herren Gottfried und Otto von Staufeu und zahlreicher anderer Adelliger.

Der Verkaufsbrief über die in diesem Ver- gleiche enthaltene Veräußerung von Thunsel wurde erst einige Tage später, am 21. Januar ausgestellt. Er enthält gegenüber dem ersten Vertrage eine Erweiterung, worin bestimmt wurde, daß vier Leibeigene, Namens Heinrich von Eschbach, Marquard, Anna und Heinrich von Thunsel, welche augenscheinlich das Gesinde der Edlen von Rathsamhausen bildeten, in deren Besitz verbleiben sollten.

Aber auch jetzt nach diesem Wechsel in der Grundherrschaft traten zu Thunsel noch keine ruhigeren Verhältnisse ein. Wie früher die Thunseler Burgleute mit dem Grafen von Freiburg in ärgerliche Händel verwickelt gewesen waren,

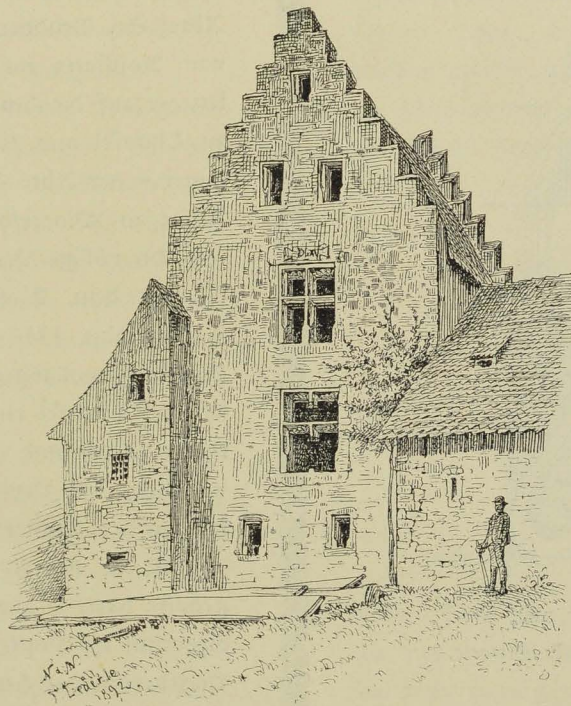
so geriethen sie jetzt mit den gotteshäuslichen Dinghofleuten in Streit, und diese Zwistigkeiten nahmen einen derartigen Umfang an, daß die St. Trudperter Bauern zu Thunsel weder säen noch ernten konnten.

Um diesen Belästigungen ihrer Leute ein Ende zu machen, entschloß sich die Abtei St. Trudpert, die Vogtei Thunsel zu kaufen, und noch innerhalb der nächsten fünf Monate nach dem Übergang der Vogtei Thunsel an die Grafen von Freiburg ging dieselbe um den hohen Preis von 700

Mark Silber in ihren Besitz über. Es umfaßte diese neue Erwerbung des Klosters die Veste (munitio) Thunsel sammt allen jenen Rechten, Besitzungen und Leuten, welche einst die Herren Burhard und Berthold von Thunsel besessen hatten und zwar zu Thunsel und Muttkofen, zu Bremgarten, Eschbach und Bamlach. Endlich gehörte dazu das dominium directum über die Burg und die dazugehörigen Besitzungen, wodurch die Abtei St. Trudpert die Vogtei in freien, unabhängigen Besitz bekam.

Weshalb die Abtei auch dieses letztere Recht erwarb,

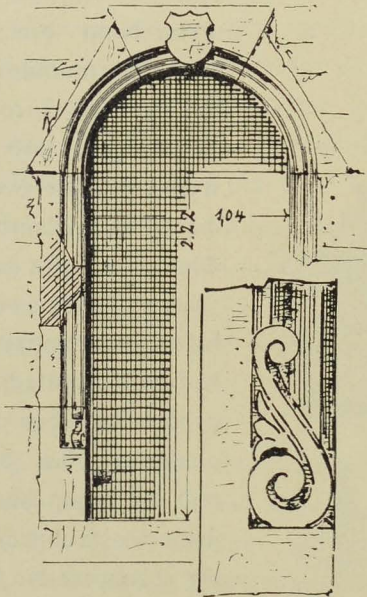
dafür dürften folgende Gründe maßgebend gewesen sein: auf der einen Seite hoffte sie, dadurch ihren neuen Besitz dem das Kloster so sehr schädigenden Einflusse ihrer Schutzvögte, der Herren von Staufeu, zu entziehen, welche dieses Amt „mit herberge, mit gastunge, mit wette und mit heißende bitten und mit räten und getäten“ für die Gotteshausleute zu einem so sehr beschwerlichen gemacht hatten; denn da ein Kloster von Weltlichen keine Lehen tragen konnte, so hätte die Abtei diese Adelligen für sich als Lehenträger stellen müssen. Auf der andern Seite dagegen war man zu dieser Zeit in der Abtei St. Trudpert bemüht, den klösterlichen Besitz unter habsburgischen Schutz zu bringen, und auch aus diesem



Haus in Thunsel aus dem Jahre 1566.

Grunde wollte man sich den freien Besitz der Vogtei Thunsel sichern.

Aber gerade bei dieser Erwerbung des dominium directum der Burg Thunsel muß etwas nicht in der Ordnung gewesen sein; es scheint, als ob Graf Konrad von Freiburg damit etwas veräußerte, worüber er allein gar nicht verfügen durfte. Vorsichtig, wie die Klöster waren, begnügte man sich zu St. Trudpert deshalb nicht mit dem Verkaufsvertrage des Grafen Konrad, sondern ließ sich bald darauf Verzichtleistungen ausstellen, sowohl von der früheren Besitzerin,



Thüre vom Haus des Benedikt Sitterle.

Anna von Thunsel, als auch von den beiden Brüdern des Grafen Konrad von Freiburg, den Grafen Heinrich und Gottfried von Urach, genannt von Fürstenberg.

Wie wohl angebracht dieses Mißtrauen der Mönche gewesen war, beweisen die Ansprüche, welche Graf Heinrich von Freiburg im Jahre 1281 wegen dieses Kaufes beim Kloster St. Trudpert erhob. Die Abtei sah sich deshalb genöthigt, demselben 30 Mark Silber zu bezahlen, wogegen dieser versprach, das Kloster nicht mehr zu belästigen; eine Verzichtleistung, welcher sich am 2. Mai 1281 zu Geisingen seine Gemahlin Anna von Wartenberg anschloß.

Zur Zeit vor dem Übergange des Dorfes Thunsel an St. Trudpert hatte diese Abtei nur das Patronatsrecht der Kirche daselbst besessen.

Jetzt, nachdem die Vogtei dem klösterlichen Besitze einverleibt worden war, suchte man auch die Kirche mit dem Kloster zu vereinigen.

Die erste Veränderung in dieser Hinsicht erfolgte im Jahre 1262. Bisher hatte nach altem in der Diözese bestehendem Brauche der Bischof von Konstanz zu Thunsel die Quart bezogen, d. h. es stand ihm der vierte Theil des Zehnten daselbst zu, welcher dergestalt eingezogen wurde, daß er jedes vierte Jahr den gesammten Zehnten erhob.

Am 29. Juli dieses Jahres traf nun die Abtei St. Trudpert mit dem Bischof Eberhard von Konstanz ein Übereinkommen, wonach der letztere auf die ihm zustehende Quart des Zehnten zu Thunsel und Krozingen verzichtete, wogegen ihm von der Abtei St. Trudpert der ihr zustehende Zehnt zu Winterthur überlassen wurde.\*)

Die völlige Vereinigung der Kirche zu Thunsel mit dem Kloster wurde dagegen erst am 3. Dezember 1350 durch den Bischof Ulrich von Konstanz vollzogen. Von jetzt an bildete die Pfarrei Thunsel einen Bestandtheil der Münsterthaler Abtei und wurde durch Klostergeistliche versehen, ein Verhältniß, welches bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1806 bestehen blieb.

Wenn die Conventualen zu St. Trudpert gehofft hatten, durch Erwerbung des dominium directum die Vogtei Thunsel den Eingriffen ihrer Vogtherren, der Herren von Staufen, zu entziehen, so fanden sie sich rasch enttäuscht, denn schon bald nach dem Kaufe von Thunsel wird daselbst deren schutzbogteiliche Thätigkeit bemerkbar.

So finden wir im Jahre 1275 den Herrn Otto von Staufen, welcher Weltgeistlicher geworden war, als Pfarrherrn von Thunsel. Dieser Adelige besaß, wie so viele andere seiner Standesgenossen, gleichzeitig alle Kirchenpfünden, welche er durch den Einfluß seiner Familie erreichen konnte; das heißt, er bezog das Einkommen und ließ bestenfalls die Pfarreien durch schlecht besoldete Geistliche versehen. Er war gleichzeitig Pfarrherr zu Staufen, wo sein Bruder Diethelm das

\*) Die Quart wurde später von dem Bisthum Konstanz noch zweimal und zwar in den Jahren 1299 und 1368 verlangt. Die Abtei St. Trudpert konnte jedoch beide Male diese Ansprüche leicht zurückweisen.

Patronatsrecht besaß, ferner Pfarrer zu Kirchhofen, dessen Pfarrsatz seiner Familie vom Hochstift Basel seit dem Jahre 1258 verpfändet war; ferner war er Pfarrer zu Heitersheim, dessen Patronatsrecht die Seinigen als Murbachisches Lehen besaßen, und dazu hatte er sich nun auch der Thunfeler Pfarrei bemächtigt. Daß die Übertragung dieser letzteren Pfarrei seitens der Abtei St. Trudpert durchaus nicht gutwillig erfolgt war, beweist eine Urkunde vom Jahre 1325, worin Herr Johannes von Staufen verspricht, vom Kloster nie mehr eine Pfunde zu fordern: „Wir verzeihen ouch, daz wir sie nutes bitten sullen, weder umb phrunda, noch umb gotzgaben“.

Unermüdet waren deshalb die Mönche zu St. Trudpert in ihren Bemühungen, sich der Staufischen Schutzvogtei, dieser drückenden Last des Klosters zu entledigen. Im Jahre 1325 kauften sie die Vogtei über die Klostergüter im Thale und auf dem Lande von Herrn Johannes von Staufen, und 1333 erwarben sie die Besitzanteile daran von dessen Vetter, dem Ritter Gottfried von Staufen.

Trotzdem gelang es ihnen vorerst nicht, die unbequemen Schutzvögte los zu werden, und erst im Jahre 1386 wurde dieses Ziel erreicht durch den Abt Diethelm, welcher selbst dem Staufischen Adelsgeschlecht entstammte.

Die Abtei beehrte sich jetzt, dieses für das Kloster so wichtige Amt einem weniger gewaltthätigen Adelligen zu übertragen und wählte hiezu den Freiburger Patrizier Rudolf Turner.

Bei diesem Anlasse dürfte nun die Vogtei Thunfel von den übrigen klösterlichen Besitzungen getrennt und einem andern Adelligen übertragen — oder vielleicht auch verpfändet — worden sein.

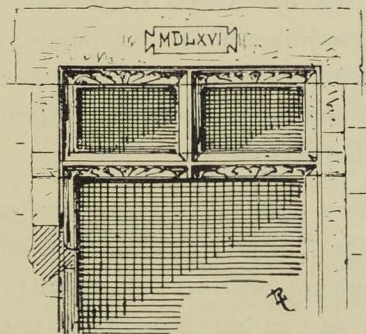
Als solchen Inhaber der Vogtei Thunfel finden wir zu Ende des 14. Jahrhunderts den Ritter Werner von Weisweil.

Dieser Adelige behielt die Vogtei bis zum 1. Dezember 1401, wo er sie mit Genehmigung des Abts Diethelm von St. Trudpert an den Basler Edlen Götzmann Münch von Münchstein und seine Gemahlin Margarethe von Bärenfels verkaufte.

In dieser Familie blieb das Thunfeler Lehen bis zum Tode des Münch, worauf es die Wittwe

am 10. Januar 1422 in drei Theilen verkaufte: je ein Drittel erwarben die Breisacher Edelleute Kunmann von Bolsenheim und Junker Werner von Pforr um 630 fl., und das letzte Drittel erkaufte zu einem ähnlichen Preise die Abtei St. Trudpert, welche damit den ersten Schritt that, ihren Thunfeler Besitz wieder zurückzuerwerben. Am 18. Juli 1426 stellten die beiden Edeln von Pforr und von Bolsenheim dieses Besitzrecht der Abtei auf deren Wunsch urkundlich fest.

Der Drittelsantheil, welchen Werner von Pforr gekauft hatte, blieb in dessen Besitz bis zu seinem Tode, worauf derselbe erbschaftsweise wieder an die Herren von Weisweil, und zwar an Hans von Weisweil und seinen Sohn Werner zurückfiel. Jetzt suchte die Abtei St. Trudpert auch



fenstergestell vom Haus des Benedikt Sitterle.

diesen Theil der Vogtei Thunfel wieder an sich zu ziehen; die Verhandlungen wurden jedoch dadurch verzögert, daß gleichzeitig auch Herr Trudpert von Staufen Ansprüche darauf erhob. Mit dieser Forderung wurde Herr Trudpert am 17. April 1461 abgewiesen, und wenige Tage später, am 22. April, kaufte die Abtei auch dieses zweite Drittel der Vogtei Thunfel um 300 fl. wieder zurück.

Jetzt war nur noch jenes Drittel von Thunfel in fremdem Besitz, welches im Jahre 1422 Kunmann von Bolsenheim gekauft hatte. Nach dem Tode dieses Adelligen hatte Konrad von Bolsenheim daselbe geerbt, von welchem es später wiederum erbschaftsweise an seinen Sohn Jakob von Bolsenheim und an die Wittwe Suselin von Neuenfels überging. Von diesen endlich erwarb das Kloster St. Trudpert den Bolsenheimischen Antheil an der Vogtei Thunfel am 30. März 1479 um 275 fl.

Damit war der Besitz der Thunseler Vogtei rechte wieder in der Hand der Abtei St. Trudpert vereinigt, und nur die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, welche die Herren von Staufen von Alters her als Reichslehen besaßen, stand ihr noch nicht zu. Auch diese erwarben jetzt die Conventualen von St. Trudpert, und am 15. September 1481 stellte ihnen zu Innsbruck Herr Martin von Staufen, der Bruder des obengenannten Trudpert von Staufen, die Verzichturkunde hierüber aus.

Nachdem auf diese Weise die Abtei die volle, freie Verfügung über Thunsel erhalten hatte, erwählte sie sich zum Träger der Vogtei, aber nur für seine Person, den Freiburger Bürgermeister Ludwig von Krozingen. Nach seinem Tode übertrug das Kloster dieses Amt im Jahre 1532 dem Grundherrn von Krozingen, Christoph von Neuenfels, später im Jahre 1563 Herrn Hans Jakob von Ambringen und 1601 Herrn Kaspar von Ambringen.

Nach dem Tode dieses letzten Adelligen scheint die Abtei St. Trudpert die Vogtei Thunsel nicht mehr besonders verliehen zu haben; vielmehr dürfte von jetzt an dieselbe mit der Münsterthäler Vogtei vereinigt worden sein. Als deren Lehenträger erscheinen: 1630 Zumprecht von Wessenberg, 1653 Hans Reinhard von Pfirdt, 1665 Johann Friedrich von Bageneck, 1696 Reinhard von Bageneck und von 1713 an Freiburger Professoren und Patrizier.

Die Fürsorge, welche die Abtei St. Trudpert ihrem Dorfe Thunsel angedeihen ließ, war stets gewissenhaft und mild, wozu der Umstand, daß dieselbe im Gegensatz zu so vielen andern Benediktinerklöstern über einen nur bescheidenen grandherrlichen Besitz verfügte, viel mag beigetragen haben. Dementsprechend war auch das Verhältniß zwischen Bauer und Mönch stets ein freundliches, und es ist hiefür als ein bezeichnendes Merkmal zu erwähnen, daß im 16. Jahrhundert die neue Lutherische Lehre, welche in den umliegenden Orten Staufen, Heitersheim, Krozingen, Schlatt und Ballrechten besonders in den Jahren 1524 und 1525 zahlreiche Anhänger fand, an Thunsel spurlos vorüber ging, und daß sich dieser

Ort auch am Bauernkriege jener Zeit gar nicht oder nur wenig theilte.

Nur einmal hören wir von Uneinigkeiten zwischen Thunsel und der Abtei St. Trudpert, als diese letztere im Jahre 1363 mit einigen Gemeinden auf dem Lande wegen der Münsterthäler Waldungen uneins wurde.

Zum Verständniß dieses Streites ist es nöthig vorauszuschicken, daß die Bergwaldungen unserer Gegend zum Theile Markgenossenschaften gehörten, so zwar, daß jene Gemeinden, welche in der Nähe eines vom Gebirge kommenden Waldbaches lagen, Eigenthumsrechte an das Quellengebiet dieses Wasserlaufes hatten. So war es bei den Gemeinden im Bereiche der Rander, so beim Klemmbach und beim Sulzbach, und ähnlich auch beim Neumagen. Hier waren Staufen und Krozingen, sowie Staufen, Grunern und Wettelbrunn Markgenossen, und auch die Münsterthäler Waldungen galten von Alters her als gemeinsames Eigenthum der Abtei St. Trudpert und der im Überschwemmungsgebiete des Neumagens liegenden Gemeinden Krozingen mit dem jetzt verschwundenen Weiler Innikhofen, Thunsel mit Schmidhofen und Nuttkhofen, Eschbach und Gallenweiler.

Naturgemäß entstanden, als der Werth der Wälder stieg, Streitigkeiten zwischen den theilhaftigen Gemeinden, und eine solche war es auch, welche im Jahre 1363 zwischen der Abtei St. Trudpert und ihren Waldgenossen zum Austrag kam.

Schon seit Jahren hatte die Abtei behauptet, die Münsterthäler Waldungen gehörten ihr allein. Die Bauern vom Lande kümmerten sich jedoch nicht um diesen Protest und fuhren fort, ihr Holz in den Münsterthäler Wäldern zu schlagen. Im Jahr 1363 ging deshalb die Abtei zur That über und nahm ihnen, als sie in den Wald kamen, die Fuhrwerke weg.

Jetzt klagten die Gemeinden. Der Entscheid, welchen der als Richter angerufene Magistrat von Freiburg am 9. August 1363 abgab, fiel jedoch zu ihren Ungunsten aus; denn während sie sich nur auf das alte Herkommen berufen konnten, waren die Mönche von St. Trudpert in der Lage,



durch Urkunden nachzuweisen, daß der strittige Wald zum Fundationsgebiete des Klosters gehöre.

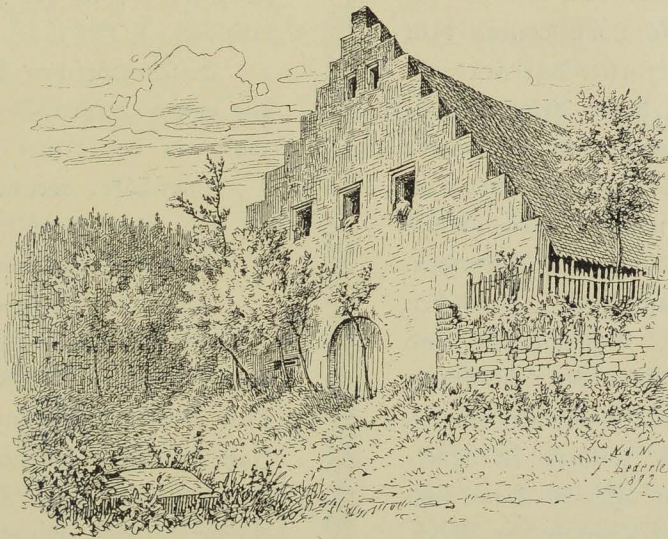
Der Freiburger Magistrat vermittelte deshalb zwischen den beiden Parteien einen Vergleich: die beteiligten Landgemeinden erkannten die Abtei St. Trudpert als alleinigen Eigenthümer des Waldes an, und diese ertheilte ihnen dagegen die Erlaubniß, wie bisher auch ferner ihren Holzbedarf daselbst zu holen, jedoch nur gegen die Entrichtung einer kleinen Abgabe, welche „ze einer bezeigung der (St. Trudperter) eigenschaft der selben welde“ erfolgen sollte.

Diesem Urtheile des Freiburger Magistrats hat es die Gemeinde Thunsel zu verdanken, daß sie jetzt ohnenennenswerthen Waldbesitz ist.

In den äußeren Schicksalen der Vogtei Thunsel spiegeln sich im Großen und Ganzen die Geschehnisse des Breisgautes wieder. Während des 16. Jahrhunderts fand auch hier eine rasche Zunahme des Wohlstandes statt; dann kamen die Schweden- und Franzosenkriege, und diese brachten die Gemeinde so sehr herunter, daß sie nachher viele Jahre an einer schweren Schuldenlast zu tragen hatte. Ja es kam so weit, daß sie im Jahre 1737 zur Bezahlung ihrer dringendsten Schulden eine ihrer Glocken verkaufen mußte, dieselbe, welche jetzt im Rathhausthurm zu Staufen sich befindet.\*)

Das Jahr 1743 brachte neue Kriegslasten: zuerst monatelang die großen Fouragelieferungen und Fuhrfronden an die Kaiserlichen, deren Hauptquartier im benachbarten Münzigen sich befand, hierauf während des ganzen Winters die drückende Quartierlast dieser in die Orte des Breisgautes vertheilten Truppen, und im Jahre 1744 kamen die Franzosen, welche schwere Contributionen

\*) Die Glocke trägt das Bild des Thunseler Schutzpatrons, des hl. Michael, und die Umschrift: anno domini MDCCXX fusa sum in honorem S. Michaeli. Johannes Neymeier, Vogt zu Dunsel.



„Burghölle“.

und zahlreiche Frondleistungen zur Belagerung von Freiburg verlangten.

Gleiche Lasten brachte das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Auch Thunsel erhielt Condéische Einquartierung, jene Leute, welche ihres verschwenderischen Haushalts wegen anfangs so gern aufgenommen wurden und später eine so schwere Last für die ansässige Bevölkerung bildeten. Schon sehr frühe protestierte die Gemeinde Thunsel gegen diese Landplage, und schon im Jahre 1792 verlangte sie bei der Vord. Östr. Regierung deren Abberufung, indem sie erklärte, die Condéer benehmen sich sehr muthwillig, sie bezahlen nichts, sie stehlen auf dem Feld, und kein Weibsbild sei vor ihnen sicher.

Aus der Zeit der bald darauf beginnenden französischen Überfälle ist besonders der 24. April 1800 zu erwähnen. An diesem Tage stellte sich der Landsturm bei Krozingen dem Feinde entgegen. Nach kurzem Widerstande mußte er auf Staufen zurückweichen, und bei diesem Rückzuge wurden auch vier Thunseler Leute, welche dem Kampfe zusahen, von französischen Dragonern niedergehauen.

Durch den Lunéviller Frieden am 9. Februar 1801 kam das Breisgau als Entschädigung für verlorene Besitzungen an den Herzog Herzules von Modena. Dieser Fürst weigerte sich das Land zu übernehmen, weshalb dasselbe auch ferner noch von französischen Truppen besetzt blieb.

Für das Dorf Thunsel hatte dieser Frieden noch eine besondere Bedeutung, da er einen Wechsel seiner Herrschaft bedingte. Es war auf demselben bestimmt worden, daß jetzt die Entschädigung weltlicher Fürsten durch Säkularisation geistlicher Güter, wie sie im Frieden zu Campoformio bestimmt worden war, zur Ausführung kommen sollte.

Auch die gefürstete Maltheserherrschaft Zeitersheim sollte für verlorene linksrheinische Gebiete

entschädigt werden, und es wurde bestimmt, daß unter zahlreichen geistlichen Stiftern und Klöstern auch die Besitzungen der Abtei St. Trudpert an sie übergehen sollten. Und wirklich nahmen die Johanniter diese Güter und damit auch die Vogtei Thunsel im Monat November 1802 in vorläufigen Besitz, und auf den 1. Dezember setzten sie die endgiltige Übernahme fest; noch in letzter Stunde wurde jedoch infolge Protests von Seiten Osterreichs diese Anordnung zurückgezogen.

Nach kurzer Modenesischer und darauffolgender Osterreichischer Regierung gelangte dann das Breisgau an das Haus Baden, und am 30. Juni 1806 huldigte auch das Dorf Thunsel dem neuen Landesherrn, dem Churfürsten Karl Friedrich.

Bereits am Eingange dieser Arbeit wurde bemerkt, daß die Vogtei Thunsel einst drei Dörfer umfaßte: Thunsel, Schmidhofen und Nuttkhofen. Während die beiden ersten noch bestehen, ist das dritte schon längst vom Erdboden verschwunden.

Dieses Nuttkhofen lag einstens zwischen den Gemeinden Thunsel, Schmidhofen und Krozingen in unmittelbarer Nähe der Landstraße, und war nicht, wie man etwa annehmen könnte, nur ein großer Gutsbezirk, sondern es bildete einen vollkommenen Ort mit eigenem Bann und eigener Kapelle. Neben dem Priorate St. Ulrich, welches hier schon 1187 einen eigenen Hof besaß, waren daselbst begütert die Klöster Güntersthal, St. Blasien und St. Trudpert, sowie die Edlen von Thunsel und Ambringen.

Schon frühe verlor Nuttkhofen den Charakter eines Dorfes. Im Jahre 1363 erscheint es zwar noch als Gemeinde, und 1370 wird auch noch des Bannes von Nuttkhofen Erwähnung gethan; von dieser Zeit an nahm es aber rasch an Ausdehnung ab, so daß im Jahre 1475 gelegentlich einer Aufnahme der Herdstätten wohl Thunsel und Schmidhofen, aber nicht mehr Nuttkhofen genannt werden; ein Vorgang, welcher sich bei der Häuseraufnahme im Jahre 1526 wiederholte.

Während der Kriegszeiten verschwanden auch die letzten Reste des ehemaligen Dorfes; allein

die Kapelle blieb erhalten, bis auch sie zu Ende des letzten Jahrhunderts von dem Eigenthümer der umliegenden Güter niedergeworfen wurde. Nur wenige Fundamentspuren, auf die man beim Pflügen stößt, zeigen die Stelle, wo dieselbe sich einstens befunden hat.

Auch die Gewannbezeichnung „das Nuttkerfeld“, welche in alten Urkunden häufig wiederkehrt, ist seit wenigen Jahrzehnten verschwunden.

Ein günstigeres Geschick war dem Dorfe Schmidhofen beschieden, welches ungefähr in der Mitte zwischen Staufen, Heitersheim und Thunsel gelegen, abseits der großen Verkehrsstraßen sich befindet.

Dieses Dörfchen bildete sich nach und nach aus einem großen St. Trudperter Gutshof und zählte in der Mitte des letzten Jahrhunderts 8 Bauernhöfe, welche sich nach und nach auf 23 mit einer Bevölkerungszahl von ungefähr 120 Seelen vermehrten.

Wohl aus der ursprünglichen Gutskapelle entstand an diesem Orte eine größere zur Pfarrei Thunsel gehörende Kapelle, welche im Jahre 1360 erstmals erwähnt wird, und zu welcher im Jahre 1526 ein Bruderhaus gehörte. Die jetzige den hl. Martyrern Felix und Nabor geweihte Kirche daselbst wurde in der Mitte des letzten Jahrhunderts von der Abtei St. Trudpert erbaut und mit einem Baufond bewidmet. Ein Gelübde, welches der Abt um Befreiung von einem Ohrenleiden gemacht hatte, soll den Anlaß zu dieser Stiftung gegeben haben.

Zu vorstehender Darstellung wurde verwendet Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins; Freib. Diözesan-Archiv; Dumgé: Regesta Badensia; Schöpflin: Hist. Zar. Bad.; Heyck: Gesch. d. Herzoge v. Zähringen; Leichtlen: die Zähringer; Neugart: Ep. Const. und Cod. dipl. Alem.; Gerbert: Hist. Nigrae Silvae; Schreiber: Freib. Urkundenbuch; Poinsson: Urkunden des hl. Geistspitals z. Freiburg; Sievert: Müllheim; Kolbs Lexikon u. a. m.





## Maria mit dem Schutzmantel, ein Sculpturwerk am Freiburger Münster.

Von Fr. Kempf.

**U**nter den Gestalten aus der biblischen Geschichte und der Heiligenlegende, welche die Religiosität und die fromme Kunst des Mittelalters zur Erweckung christlicher Andacht dem Volke vor Augen führte, hat keine in dem Maße die schöpferische Thätigkeit des Menschengesistes angeregt, wie die Gestalt der jungfräulichen Mutter des Erlösers. Von den ersten christlichen Jahrhunderten an mit den einfachen, fast rohen Bildern der Katakomben bis zum Höhepunkt christlicher Kunst und den erhabenen Schöpfungen eines Raphael, Dürer, Holbein, hat ihre poesievolle Erscheinung immer wieder die Phantasie der Künstler beschäftigt und zu stets neuer Auffassung und Gestaltung begeistert.

Auch an unserm Münster haben wir eine Reihe trefflicher Marienbilder aus verschiedenen Stilperioden.

So erblicken wir vor dem Münster, auf der mittleren barocken Standsäule, eine sehr hübsche Madonna mit dem Kinde aus frühgothischer Zeit. In der Vorhalle am Mittelposten thront ebenfalls in herkömmlicher Weise Maria, die Schutzpatronin des Münsters, und kaum haben wir das Innere betreten, so sehen wir hinter

uns am nämlichen Pfosten wieder eine Madonna-statue, die durch ihre schwungvolle, elegante Bewegung und ihren lebhaften Ausdruck ganz besondere Bewunderung erregt. Eine Marienstatue aus der Spätzeit der Gotik, die Himmelskönigin darstellend, welche auf dem früheren Altar des Frauenchorleins gestanden, erblicken wir nun auf einer Säule in der Nähe dieses Altars. Noch mehr Marienbilder in unserm Münster könnten aufgezählt werden; unsere Aufmerksamkeit wollen wir indeß einer Madonnen-darstellung, der Schutzmantelschaft Mariens (*auxilium christianorum*), zuwenden, welche des eigentümlichen Reizes der Behandlung und der naiven Auffassung wegen einiges Interesse verdient.

Das wenig beachtete Sculpturwerk, welches wir hier nach einer von uns gelegentlich seiner Restauration gefertigten photographischen Aufnahme wiedergeben, steht hoch oben, im obersten Baldachin des nördlichen Strebepfeilers der Westseite des Thurmes.

Maria breitet als mater misericordiae nach beiden Seiten ihren weiten Mantel aus, unter welchem sich eine Anzahl kleiner Figuren, auf der einen Seite solche männlichen, auf der

andern solche weiblichen Geschlechts in betender Stellung befinden.

Der Mantel ist bekanntlich das Sinnbild des Schutzes. Maria, welche als die Mutter aller Menschen, als die Hilfe der Christenheit, die Zuflucht der Sünder, der Armen und Nothleidenden verehrt wird, nimmt alle Schutzflehenden voll Liebe und Milde unter denselben auf.

Besehen wir uns das Bild etwas näher, so haben wir im Ganzen genommen eine recht tüchtige Arbeit vor uns. Maria ist eine erhabene, ruhige, anmuthvolle Gestalt. Die Liebe und das Erbarmen für die zu ihr sich Flüchtenden ist in ihrer ganzen milden Erscheinung zum Ausdruck gebracht. Die einfache Kaltengebung mit den weichen herabfließenden Linien macht einen wohlthuenden Eindruck. Ein reizender, mit Rosetten besetzter Gürtel schlingt sich um ihre Hüfte und fällt lang herab. Einzelne Theile sind wegen ihrer schönen Formgebung sehr beachtenswerth. So die schön detaillirte Mantelagraffe und die reizende Gürtelendung, von denen wir auf Seite 28 besondere Abbildungen beigelegt haben. Etwas vernachlässigt erscheint die Krone, welche augenscheinlich eine andere, ungeschickte Hand verräth.

Die Zusammenstellung der Figurengruppe unter dem Mantel und die Vertheilung derselben in den gegebenen Raum ist höchst originell. Es sind über 20 Figürchen, paarweise bis zum Gürtel hinauf übereinander stehend, durchschnittlich 37—40 Centimeter hoch, in betender Haltung, alle zur Gnadenmutter Hände und Augen erhebend, anscheinend aus jeder Lebens- und Berufsstellung, Gelehrte, Geistliche, Ritter, Frauen und Kinder zc.

Q  
Q  
Q  
Q

Was das Alter unseres Bildwerkes betrifft, so dürfte seine Entstehung mit einiger Sicherheit in das ausgehende XIV. Jahrhundert zu setzen sein. Die derb behandelten für jene Zeit charakteristischen Haarflechten lassen auf diese Zeit schließen. Für

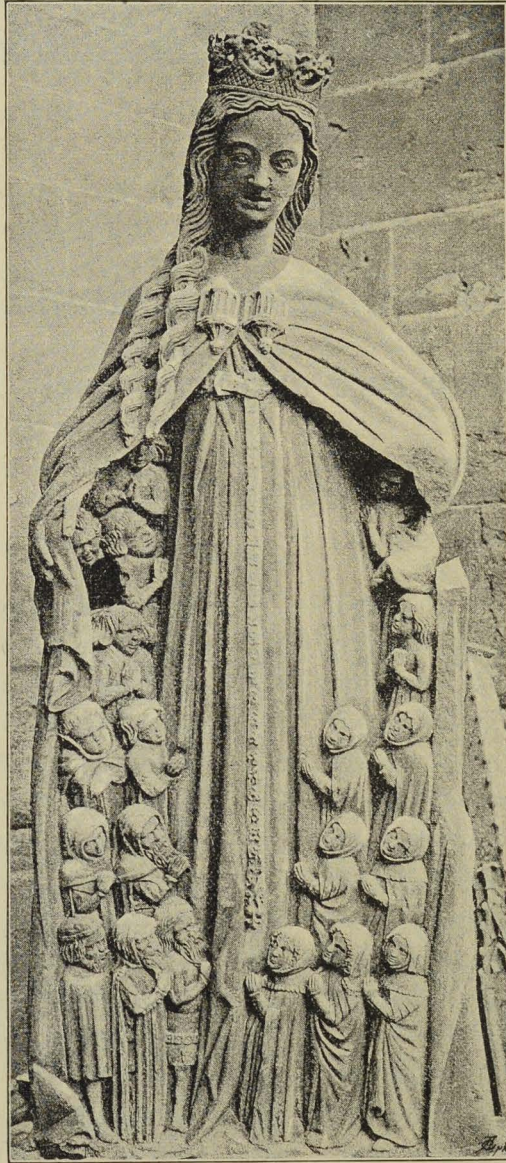
diese Datierung spricht aber auch der Umstand, daß die Ursprungszeit einer ganz ähnlichen, offenbar gleichzeitigen Darstellung ziemlich genau bestimmt ist. Diese andere, nur 1,25 m hohe Gruppe, welche, abgesehen davon, daß dort Maria auf dem linken Arme das mit einem langen Hemd bekleidete Kind trägt, in der Behandlung der Kostüme, Haltung der kleinen Figürchen, sowie der ganzen Anordnung mit der unserigen fast völlig übereinstimmt, befand sich früher im Heidenhof (Spitalhof), welcher seit uralten Zeiten dem Spital gehört, und steht jetzt in dem Flur der hiesigen Alterthumsammlung. Am Fuße dieser Figur nun ist seitlich das Wappen der Familie von Rieheim angebracht. Paulus von Rieheim war aber 1385 Spitalpfleger.\*)

Damit dürfte auch das Alter unseres Schutzmantelbildes wenigstens annähernd festgestellt sein.

Obwohl die Statue vermuthlich schon seit langer Zeit ihren gegenwärtigen Platz einnimmt, so kann es doch ihr ur-

sprünglicher Standort nicht gewesen sein. Dies geht wohl daraus hervor, daß das Bildwerk hinsichtlich der Größe in seinen architektonischen Rahmen nicht paßt. Dasselbe hat nur eine Höhe von 2 m, während die andern Figuren in jener Höhe, welche aus der Bauzeit des Thurmes stammen und lauter historische Personen darstellen,

\*) Vergl. Schau in's Land XV. Jahrgang, Seite 17.



Vom Freiburger Münster.

Q  
Q  
Q  
Q

nahezu 3 m hoch sind. Um diese Figur einigermaßen in den gegebenen Raum hineinzupassen, hat man sie auf ein Postament gestellt, was bei den andern Figuren nicht der Fall ist. Ob überhaupt, und was für eine Figur ehemals in dem betreffenden Baldachin gestanden, entzieht sich unserm Wissen.\*)

Solche Schutzmantelbilder reichen vermutlich bis in das XIII. Jahrhundert zurück, sind aber erst mit der Verbreitung des Rosenkranzgebetes, des Hymnus Salve Regina und der lauretanischen Litanei zahlreich, populär und geradezu typisch geworden.

Meistens kommt die Darstellung so vor, daß Vertreter der ganzen Christenheit, Geistliche und Laien, alle Stände, vom Papst und Kaiser herab bis zum Geringsten der menschlichen Gesellschaft, unter ihren mütterlichen Schutz gestellt sind. Ein sehr schönes Beispiel solch einer Darstellung haben wir als Holzskulptur im Schrein des Sirt'schen Lochereraltars der gleichnamigen Kapelle im Chorumgang des Münsters.

Nicht selten kommt es aber auch vor, daß sich die Angehörigen irgend einer Bruderschaft unter ihrem Mantel vereinigen. Gewöhnlich gab dazu

\*) Es befinden sich am Außern des Münster-Chores noch mehr Statuen, welche für ihren gegenwärtigen Standort nicht geschaffen wurden; es sind herrliche Figuren, darunter wahre Perlen aus der Blüthezeit der Gothik, welche theilweise Spuren früherer Polychromie zeigen. Es würde sich im Interesse ihrer Erhaltung sehr empfehlen, dieselben herunter zu nehmen, damit sie vor dem Verfall bewahrt bleiben. Sehr interessant wäre es, den ursprünglichen Standort aller dieser Figuren zu kennen, und auf welche Weise dieselben an das Münster gekommen sind. Vielleicht würden eingehende archivalische Sichtungen darüber Aufschluß geben, wie auch noch über so manches Andere am Münster, was noch nicht aufgeklärt ist. Die dadurch erzielte Vervollständigung der ohnehin spärlich vorhandenen Münsterlitteratur würde unserer in Aussicht stehenden Münsterrestauration gewiß keinen geringen Vorschub leisten.



Veranlassung, wenn man der Freude und dem Danke gegen Gott für Abwendung irgend einer Gefahr Ausdruck geben wollte, wie dies beispielsweise bei dem in der Andreaskirche zu Köln befindlichen Rosenkranzgemälde aus dem XV. Jahrhundert der Fall ist. Dort ist Maria als Beschützerin der zur Rosenkranzbruderschaft ge-

hörigen Mitglieder dargestellt, wo geistliche und weltliche Mitglieder mit Rosenkränzen in den Händen unter ihrem Hermelinmantel knien, für die glückliche Verhütung der drohenden Belagerung durch Karl den Kühnen ihren Dank darbringend. (Vergl. Schnütgen, Zeitschrift für christliche Kunst, III. Band, Seite 18).

Ebenso kommt es vor, daß die unter ihrem Mantel befindliche Figurengruppe Stifter und deren Familienglieder darstellt. Ein derartiges Beispiel glaube ich in dem über dem südlichen Eingang des Münsters befindlichen sogenannten Tullenhaupt'schen Fenster vermuthen zu sollen, wo im Vordergrund auf der einen Franz Tullenhaupt und auf der anderen Seite Adelheid, seine Gemahlin, mit den Familienangehörigen dargestellt sein dürften.

Endlich gibt es aber auch ganz gleiche Darstellungen, deren Gegenstand nicht die hl. Jungfrau ist, sondern irgend eine hl. Schutzpatronin belie-

biger Stifter oder Wohlthäter einer derselben geweihten Kirche. Sind es sämmtlich Jungfrauen, so ist es wahrscheinlich, daß die hl. Ursula gemeint ist, auch wenn sie keine Pfeile, sonst ihr Erkennungszeichen, in den Händen hält.

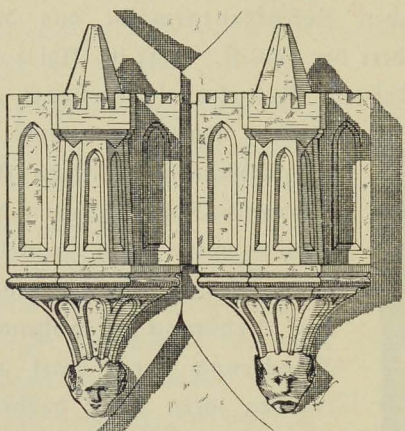
Die auf unserm Bilde sichtbaren Verstümmelungen, nämlich der linke Arm der Madonna und die fehlenden Theile an den Figürchen, wurden anlässlich der kürzlich vorgenommenen



Aus der Freiburger Alterthümersammlung.

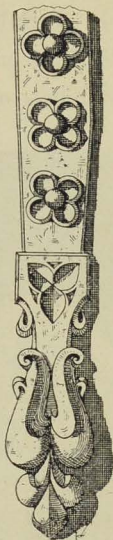


Erneuerung des betreffenden Baldachins wieder ergänzt und das Bild selbst wieder an seinem früheren Standort aufgestellt.



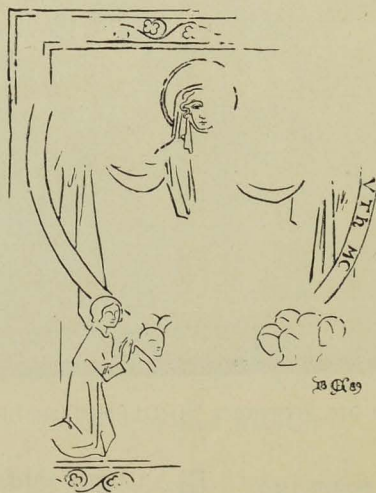
Mantelgraffe  
und Gürtelendung.

Schließlich sei noch bemerkt, daß in der Nische des zweiten Strebepfeileraufsatzes (vom Thurm her) des südlichen Seitenschiffes eine gleiche Dar-



stellung aus etwas jüngerer Zeit sich findet. An dieser wurde die Büste der Hauptfigur in der Renaissanceperiode erneuert und ist ihr Haupt anstatt der Krone mit einem Kopftuch bedeckt. Auch war in der Thurm-Vorhalle auf der rechten Seite im Bogenfeld ein gemaltes Schutzmantelbild ebenfalls aus dem XIV. Jahrhundert vorhanden, von dem aber jetzt nur noch wenige Reste bemerkbar sind.

Wir geben sie nach einer von Herrn Fritz Geiges gelegentlich der Restauration der Vorhalle genommenen Aufnahme wieder, die er uns in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt hat. Das 1,70 m breite Motivbild zeigt uns Maria in voller Vorderansicht, das Haupt vom matronalen Schleier bedeckt, die Arme wagrecht erhoben, um den Mantel über die andächtige Stifterfamilie auszubreiten. Links kniet der Vater mit den Söhnen, rechts die weiblichen Familienglieder. Die wenigen Buchstabenreste des Spruchbandes, das die Gestalt der Madonna umschlang, sind uns unverständlich geblieben.



Aus der Freiburger Münstervorhalle.



## Maulburg.

Eine Dorfgeschichte aus dem mittlern Wiesenthale.

**D**ER Schauplatz der nachfolgenden geschichtlichen Darstellung ist der mittlere Theil des schönen Wiesenthals. Zu beiden Seiten ziehen sich dunkelbewaldete Berge hin, von denen der südliche Zug Dinkelberg heißt, dessen 2 Berge Barletenkopf und Wanne besonders zu nennen sind, weil an deren Fuß sich unser Dorf anlehnt. Der erstere ist 1651 Fuß, die Wanne etwas niedriger. Der nördliche Gebirgszug heißt in unserm Banne Schynberg, an dessen Fuß die Wiese ihre Wellen durch das Thal treibt und ihm durch das frische Grün der Matten Leben und Romantik verleiht. Von den östlichen Höhen über Schopfheim her leuchtet in der Frühe der erste Sonnenstrahl in unser Dorf herab, und wenn diese Königin des Tages nach ihrem Bogengange ihre letzten Blicke durch die „öden Fensterhöhlen“ des Röttler Schlosses wirft, so strahlt sie auch noch über unser Maulburg, und der Kirchturm erglänzt in rothgoldenem Scheine. Waldes- und Mattengrün und goldener Sonnenstrahl sind die Geschenke der Natur an die Wiesenthäler, und nirgends scheint mir das Mattengrün so saftig und frisch und nirgends der Sonnenstrahl so goldig und anmuthsvoll als gerade in diesem Umkreise und in dem Dorfe von Maulburg.

Waldes- und Mattengrün und goldiger Sonnenschein erfreuten auch schon vor mehr als 2000 Jahren die celtischen Ansiedler, welche in einzelnen Strohhütten sich im Thale ansiedelten und wohnhaft machten. Fluß- und

Bergnamen zeugen von ihrem Dasein: Uisge, Wesa, Barleton, Wanne, Schynberg; vielleicht auch einige Gewannamen, die wir später kennen lernen werden, mögen von ihnen herkommen, vielleicht auch die Namen einiger Geschlechter. Bestimmter aber lassen sich aus römischer Zeit die Sutter, Sütterlin, Seutterlin auf sutor, der Name Uehlin auf inquilinus zurückführen. Die germanisch-alamannischen Entwig, Hans, Renk und die germanisch-fränkischen Pflüger, Brendlin, Maier, Obermaier tragen die Erklärung an der Stirne. Auch hier sind wohl die Grundformen der Celten, Römer und Germanen\* in den Abkömmlingen noch zu erkennen.

### I. Die ältesten Zeiten.

Von den genannten celtischen Ansiedlern wissen wir aus den Commentarien des großen römischen Feldherrn und Staatsmanns Cäsar, daß ein Stamm derselben Tulingi geheißen hat; aus dem Namen ergibt sich, daß er in und um die jetzige Ortschaft Tülingen gewohnt haben muß; wie weit in das Wiesenthal hinein die Tulingi ihre Wohnungen gebaut hatten, das können wir mit Bestimmtheit nicht nachweisen, auch von den innern Verhältnissen des Stammes sind wir nicht in den Stand gesetzt eine unanfechtbare Beschreibung zu geben. Daß sie aber bis tief in unser Thal hinein und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich angebaut, das dürfen wir mit den Geschichtskundigen ver-

muthen. Cäsar erzählt uns von der im Jahre 58 v. Chr. unternommenen Auswanderung der östlichen Stämme des Celtenvolkes über die Rhône nach Südwesten. Auch die Tulingen sind mitgezogen, aber es blieb doch ein bedeutender Theil in den bisherigen Wohnsitzen zurück.

Als sicher dürfen wir annehmen, daß die zwei schon genannten Berge, der Barleton und die Wanne, ihre Namen in der Zeit der celtischen Ansiedelung erhielten. Auf dem ersten dieser Berge, dem Barletonkopf, finden sich jetzt noch eine Menge Steine. Es mögen vielleicht 64 Jahre her sein, als die Sage durch das Dorf ging, auf dem Barleton werde nach Schätzen gegraben. Die Schatzgräber seien aber von ihrer Arbeit verjagt worden. Alle Welt, besonders die junge, wollte den Ort sehen, und auch ich machte mich auf. Zu sehen bekam ich eine tiefe Höhlung, die senkrecht in den Berg hineingebohrt war, und eine Masse von Schutt und Steinen — aber sonst keine Schätze. Zu entnehmen ist daraus, daß im Volksbewußtsein wenigstens eine dunkle Erinnerung sich erhalten hatte, daß irgend Etwas dort gewesen sein mußte. Vor etwa 26 Jahren untersuchte ich die Spitze des Stockbergs nahe am Blauen und fand auch eine Menge Platten und Steine, die im Kreise liegen, welche dem Ansehen nach eine Mauer, ohne Mörtel aufgebaut, gebildet hatten. Ich vergleiche nun diese beiden Funde. Auf die ältesten Zeiten deuten diese Steine und Platten, die ohne Mörtel zusammen gebaut waren: ein Ort zum Schutze von Eigenthum und Menschen bestimmt, in jenen wilden unruhigen Zeiten der celtisch-römischen und germanisch-römischen Kämpfe zu Cäsars Zeit und auch später, als 300 n. Chr. die alemannischen Könige Vadamar und Gundomad ihr Vaterland vertheidigten. Da galt es einen Zufluchtsort zu haben bei den feindlichen Raubzügen, und wo anders als auf hohen Bergen und in dem Schutze dunkler entlegener Wälder konnte ein solcher gefunden werden?

Der zweite für uns merkwürdige Berg mit dem celtischen Namen ist die Wanne. Ich nehme an, daß sie der Ort für die gottesdienstlichen Verrichtungen war, wo die heidnischen Druiden

Opfer und Gebete ihren Göttern darbrachten, im heiligen Haine die Eichenzweige mit goldener Sichel pflückten und ihre geheimnißvollen Gebräuche ausübten. Die Germanen aber hielten dort in späteren Zeiten ihre Feuergottesdienste zu Ehren des Sonnengottes ab. Sollte nicht das auf der Wanne jährlich an Fastnacht abgehaltene Scheibenschlagen<sup>\*)</sup>, anerkannt als eine altgermanische Sitte, heute noch ein Nachklang an die früheren Gebräuche sein? Jetzt ist sie der wohlgewählte Ort für das Kriegerdenkmal von 1870, für die jährlichen Friedensfeste und für den Friedensbaum.

Für die Aufhellung mittelalterlicher Verhältnisse in unserm Orte haben wir ein wichtiges schriftliches Dokument. Das Stiftsarchiv in St. Gallen verwahrt eine Urkunde, von welcher Herr Stiftsarchivar Joh. Wohl mir eine Abschrift zu senden die Güte hatte, wofür ich hiermit nochmals meinen Dank ausspreche. Diese Urkunde ist auch im St. Galler Urkundenbuch, aber Herr Wohl begleitete seine Abschrift mit werthvollen Erläuterungen. Sie lautet in treuer Übersetzung des Hauptinhalts: „Der h. Kirche, welche in Thurgau zu Ehren des h. Gallus errichtet ist, und welcher Abt Werdo vorsteht, habe ich Erccanpertus den Entschluß und Willen gefaßt, Güter, sowie den Antheil an der Kirche, welche ich in Brombach besitze, zu Ehren des h. Germanus — und in Weil den Theil der Kirche, welchen ich daselbst besitze, dem nämlichen Heiligen und der nämlichen Stiftung zu übertragen, daß sie und ihre Nachfolger sie haben und besitzen sollen. Mein Bruder soll jährlich 12 Denare zinsen . . . .“ Soweit hat die Schenkungs-Urkunde eigentlich keine unmittelbare Beziehung auf unser Dorf, wohl aber ist der Schluß des Schriftstücks für uns von Wichtigkeit, er lautet: „Geschehen in Murperch in der villa publici (publica), d. h. im Fronhose, in welchem Hause (casa) diese Schrift errichtet wurde“. Es folgen darauf die Handzeichen (da die Herren nicht schreiben konnten) des Schenkgebers und der Zeugen mit den vom Schreiber hinzugefügten Namen, zuerst des Erccanpertus, alsdann der Zeugen: Brunicho, des

\*) Siehe Schau in's Land III, S. 21.



Centenarius, des Rotpertus, des Chonzon, Sigisardus, Berchfridus, Rottelen Riccardus, Uto, Solcherus. Zuletzt die Unterschrift des Schreibers: Ich Solcramnus, presbyter, habe es im Namen Gottes geschrieben und unterschrieben am 27. Februar 786 im 15. Jahre der Regierung Karls, Königs der Franken und Longobarden und patricius Romanorum<sup>4</sup>. Bei der Unterschrift seines Namens nennt sich Solcramnus indignus peccator, hat allerdings in seinem erbärmlich schlechten Latein, in welchem die Urkunde abgefaßt ist, viel gefündigt, mag aber sonst ein braver Mann gewesen sein. Aus diesem Schlusse der Urkunde können wir viel entnehmen. Zunächst den Ortsnamen betreffend, haben wir hier die ursprüngliche Form Murperch. Dieser Name kommt also von der auf dem Barleton gewesenen Mauer, von welcher auch „Murhalde“ herzu-leiten ist. Die Übergangsform Mulperch, Mulberg ist nach Mone aus dem 13. Jahrhundert genügend erwiesen: das r schleift sich in l ab der leichteren Aussprache wegen, woraus die hochdeutsche Form Maulburg entstand.

Zu einer andern Entdeckung verhilft uns unser Dokument. Die Ausdrücke villa publica und casa belehren uns, daß in Maulburg ein Königs- oder Fronhof gewesen sei. Zur Zeit Karls des Großen hatte jeder freie Grundbesitzer bis zum König hinauf wenigstens einen Fron- oder Herrenhof. Derjenige des Königs hieß Königs- oder Salhof, casa dominica oder auch schlechtweg casa. Zu einem solchen Hofe gehörten mehr oder weniger ausgedehnte Ländereien, welche theils vom Hofgesinde selbst, theils von den Hörigen d. h. zum Hofe gehörigen Bauern gebaut wurden. König Karl gab bekanntlich in vielen seiner Kapitularien (d. h. Verordnungen) eingehende Vorschriften, welche die Leitung, den Getraide- und Gemüsebau, die rechtlichen Verhältnisse etc. dieser Höfe ordnen sollten. An der Spitze des Hofes stand ein herrschaftlicher Beamter genannt iudex (Richter), cellarius (Keller), major (Meier), centenarius (Zehnter). Die Bauernhöfe, in ihren Verhältnissen verkleinerte Nachahmungen der Königshöfe, lagen in mehr oder weniger großen Entfernungen vom Herrenhof, der auch Sal-, Sedel-

Sattelhof\*) genannt wurde. Später wurden solche Höfe auch Huob-, Frei-, Maier-, Kelerhöfe genannt. Hube und Schuppos waren große Feldmaße, mansus hieß die Wohnung im Dorfe.

Unter den in unserer Urkunde genannten Zeugen ist der erste Brunicho mit der Bezeichnung centenarius. Dieser centenarius war also der königliche Beamte, der Vorsteher des Hofes. Dieser Zehnter, so genannt, weil er den herrschaftlichen Zehnten auch einzunehmen hatte neben der Leitung und Regierung des Hofes, bekleidete lange Jahre sein Amt; Kolb behauptet, daß sein Name noch 32 Jahre bis 818 in Urkunden vorkomme. Der Maulburger Fronhof war zu jener Zeit der einzige in weiter Umgegend, sonst wäre Ercanpertus nicht hierher gekommen, um seinen Schenkungsbrief fertigen zu lassen. Ein ähnlicher Hof war in Binzen, der sogar noch früher, schon 764 urkundlich vorkommt; daselbst wurde die erste bekannte Schopfheim betreffende Urkunde am 26. Juli 807 ausgefertigt. Es war ebenfalls eine Güterschenkung eines gewissen Jimini und ebenfalls an das Kloster St. Gallen, in welcher auch der Abt Werdo genannt wird. Somit kommt Maulburg 21 Jahre früher als Schopfheim urkundlich vor und zwar als Königshof, während Letzteres niemals unter dieser Bezeichnung genannt wird. So ist es auch zu erklären, daß noch viel später die Schopfheimer Vogte zum Gericht nach Maulburg kommen, z. B. 1393 Vogt J. Stotzinger, 1457 Ulrich Schilling. 1468 kommt ein Schopfheimer Namens Wernli Kellerman wegen des Schopfheimer Vogts Heinz Naffen von Spiegelberg nach Maulburg und sitzt als Richter zu Gericht „an den enden und da wo man gewöhnlich richtet“. Wir schließen diese Exposition über die behandelte wichtige Urkunde mit der Bemerkung, daß Solcram der Schreiber derselben sich Presbyter nennt, also Pfarrer von M. war, der erste, den wir namentlich kennen.

\*) Vgl. Sattelhof bei Reitbach.

## 2. Güterbesitz Auswärtiger.

Anschließend an die Beschreibung des Maulburger Fronhofs scheint mir eine Hinweisung auf die zahlreichen Güterbesitzungen, Käufe und Verkäufe auswärtiger Herrschaften am Platze zu sein. Da der Beamte des Königshofes, um dessen Zehnteinnahmen zu vermehren, ein Augenmerk auf die Arbeiten der Hörigen in ihrer Landwirthschaft haben mußte, so ist anzunehmen, daß unter dieser Aufsicht die landwirthschaftlichen Ergebnisse immer besser wurden und der Bau besser gepflegt wurde, als vielleicht an andern Orten. Die gut bearbeiteten Felder, die wohl bewässerten Matten gaben reichlichen Ertrag. Von den 2602 Morgen der Gemarkung fielen 863 auf das Ackerfeld, dessen größter und bester Theil auf dem Dinkelberg liegt, 636 auf die Wiesen; Baum- und Grasgärten enthalten 50 Morgen und 1044 Waldboden. Weil man wußte, daß der Landbau so vorzüglich war, so bemühten sich auswärtige Adelsgeschlechter, Kirchen und Klöster Güterbesitz hier zu erwerben. Besonders im XIII. und den folgenden Jahrhunderten ging es gar lebhaft her in dieser Beziehung.

1257 verkauft Richenza, die Gemahlin des Heinrich von Eschenz, die Mühle in Mulperc und 3 Schuppos dabei liegender Acker und Matten, sowie ihren Theil des Berges zwischen Rigoldsthal und Elsbach und zwischen Rigoldsthal und Rötinbach (es sind dies Waldschluchten des Schynbergs) an das Kloster Klingenthal in Basel.

1267 verkaufte das Kloster Wettingen im Aargau an Dietrich Schneulin in Freiburg Güter und Leibeigene, nämlich den Raggoz de Mulperc, den Müller Berthold und einen Wald genannt Buchhalde.

1328 schenkt der Edelknecht Zug von Lörrach den Kindern seiner verstorbenen Schwester Sophie, welche mit Walthar von Ramstein verheirathet war, alles Geld und Gut, das er im Dorfe und Banne Mulperc hatte, mit dem Beding, daß das Kind Cecilia 4 Viernzel zum Voraus haben solle.

Das Kloster Wettingen, von 1249 an im Besitz des Patronats der Maulburger Kirche, bekam mehrere Güter im hiesigen Banne; es

wurden von diesem Kloster „von Bruder Walthar von Ramstein, dem Abte und Konvent“ an die Frau Gerdrut, Ehefrau des Herrn Zug von Lörrach, ein Areal von 5 Schuppos an der Chilhengasß und an dem Banholz um 42 Mark Silber verkauft im Jahre 1287. Zeugen waren Her Albert der Marschalch und Her Zug ein Ritter, Ruediger der Cheller; im Wettinger Hove in Riehen wurde dieser Kauf vollzogen. Diese 7 Schuppos verkaufte 1393 der Presbyter des hohen Chors der Basler Münsterkirch an den Ullmann von Stans, Kapellan am St. Johannesaltar in unsere Frauen Münster auf Burg zu Basel. Es werden eine große Anzahl von Güterstücken angegeben in diesem Kaufbriefe, die Gewannamen sind merkwürdig und jetzt wenigstens größtentheils nicht mehr gebräuchlich: im Sulre, im wilden Büel, im Winterthal neben den Herren von St. Blasien, im Barleton an Mürhalden, zwischen Rheinfelden Weg und der Geburen Reben, im Moos- und Hundacker, im Erzthal, Bühlholz, auf dem Vogelsang, im Armentried. Der Kauf geschah um 135 Gulden, die Kaufurkunde wurde ausgefertigt unter dem Gerichtsvorsitz des Johann Stozinger und unter Anfügung seines Wappens, 2 Stozen mit der Umschrift seines Namens. Ein Berain vom Jahre 1466 nimmt die Güter der Capellanie des Frauenaltars in St. Johannis-Kapell auf Burg zu Basel neu auf. Der Name des damaligen Kapellans ist Nikolaus Blawenstein. Der Zins wurde in Zühnern, Geld und Früchten entrichtet: es waren 162 Acker- und Matten-Stücke und 14 Zinsleute. Ein Beispiel: „Hans Straz der jung git jährlich 9 V. Roggen, 9 V. Haber, 1 Zuhn und  $\frac{2}{3}$  eines Zuhns, macht in 3 Jahren 5 Zühner.“

Vom Jahre 1592 ist noch ein Berain der Basler Güter übrig, den der Vogt Hans Schanzlin von Maulburg allda vornimmt im Namen des markgräflichen Vormundschaftsraths. \*) Vor ihn kamen der Domschaffner Martin Eckenstein von Basel und der Landvogt Pankratius von Ruest v. Rötteln, „um den Kapplaneis oder wie die

\*) Markgraf Georg Friedrich stand bis 1594 unter der Vormundschaft seines älteren Bruders Ernst Friedrich. Er trat erst mit dem Jahre 1595 selbst die Regierung an.

Bauersami ihn nennt, den schwarzen Pfaffen-  
Zins und Guetter zu M.“ zu berainigen. Die  
nämlichen Gewannamen kommen wieder vor, aber  
es hatten sich neue dazu gesellt, z. B. am Weller-  
bach, Rockhalden, Wuhrbrunnen, im Seltener,  
am Walzweg, Gänsmatten, am Schaltbach, beim  
Hölderlinbaum und im Röllgarten ein Hausplatz.  
Dieser Berain ist unterschrieben von P. v. Ruest  
und vom Landschreiber Dr. Gg. Joseph Zettler.  
Der letztere war einige Jahre später (1598) in  
Sulzberg, wo er, solange Gg. Friedrich daselbst  
im Schlosse residierte, als Geheimrath und Kanzler  
an der Spitze der Regierung stand und die Ge-  
schäfte leitete. Er starb 1603 in Prag auf einer  
Dienstreise.

Auch vom Kloster St. Blasien ist aus dem  
Jahre 1528 ein Berain seiner Güter in M. auf-  
bewahrt. Diese Urkunde hat folgenden Ein-  
gang: „Ich Heinrich Sütterlin, Vogt zu M.,  
Richter anstatt und im Namen des Durchleuchtigst  
Fürsten Ernst, Markgrafen zu Baden und Hoch-  
berg, Herrn zu Sausenberg und Rötteln zc. thue  
kund, daß auf Anrufen des würdigen und an-  
dächtigen Herrn Felix Lotstetten, Siechmeister zu  
St. Blasien, und uf sonder Befehl des edlen und  
vesten Konrad Dietrich von Wolsenheim, Land-  
vogts zu Rötteln, ich im offenen Berain saß, da  
männiglich zu reden freigelassen zc.“ St. Blasien  
besaß hier 16 Zinsträger mit 30 Güterstücken.  
Wir könnten noch mehr Beispiele anführen: wie  
die Erwerbung einiger Acker- und Mattenitem  
von Seiten der Pfründe „unserer lieben Frau“  
zu Varnove (Fahrdau) durch den damaligen  
Kilchherrn Jos Malzsch 1457; ebenso von Seiten  
der St. Michaelspfründe von Schopfheim — doch  
das Gesagte mag genügen.

### 3. Ueber die Waldungen.

Waldbesitz ist bekanntlich ein wesentliches  
Merkmal und Kennzeichen des Reichthums einer  
Gemeinde. In den ältesten Zeiten gab es fast nur  
königliche oder herrschaftliche und Genossenschafts-  
waldungen. In der Geschichte unsers Dorfs  
kennen wir nur die erstern, nämlich herrschaftlichen;  
erst nach dem XIII. Jahrhundert war die Sprache  
von Gemeindswaldungen dahier. Rötteln und

die Truchsesse von Rheinfeldern waren im Besitz  
des Waldbodens oder wenigstens des größten  
Theils im Maulburger Banne.

Der Hauptwald scheint der Schynberg ge-  
wesen zu sein, dessen Name auch zuerst in den  
uns zugänglichen Quellen vorkommt.

Schon 1254 wird er urkundlich genannt. Das  
Besitzthum gehörte der Röttler Familie als Landes-  
herrs. Damals schenkte Konrad von Rötteln,  
der Vater der letzten Generation dieses Namens,  
den halben Berg dem Kloster Wettingen, etwa  
6 Jahre nachdem dieses Gotteshaus das Patronat  
unserer Kirche erhalten hatte. Am Tage St.  
Britii des hl. Bischoffs ist die Urkunde ausge-  
fertigt, worin Konrad ausdrücklich sagt, daß der  
Schynberg halb samt halbem Nutzen jenem  
Kloster gehören solle. Eine folgende Urkunde  
bestätigt dies. Der Röttler verspricht darin,  
Wettingen am Besitz und Genuß fortan unge-  
stört Theil nehmen zu lassen „an dem nemus  
dictum Schintberg situm in banno Mulbere“. Dies  
wurde auch gehalten von den röttelschen  
Rechtsnachfolgern, den Markgrafen von Sausen-  
berg. Als aber 1540 die Stadt Basel in die  
Patronatsrechte des Klosters eintrat, so glaubten  
die Basler Herren auch den halben Schynberg  
in Händen zu haben und machten sich ohne Ver-  
zug daran, die größten und besten Eichen fällen  
zu lassen, um sie zum Bau ihrer Rheinbrücke  
zu verwenden.

Darüber beklagten sich die Maulburger beim  
Markgrafen Ernst, daß die „Basler die Hölzer  
gewaltiglich, unvervolgt Rechtsens unbillig hauen  
und fällen ließen.“ Auf eine Zuschrift der mark-  
gräflichen Regierung antworteten Bürgermeister  
und Rath, sie hätten die Schrift mit wenig Be-  
dauerns empfangen im Ansehen, daß sie mit  
Fällung angeregter Hölzer Niemand vergewaltigt,  
noch Jemand geschädigt hätten und alles so do  
gehandelt, billig an die Hand genommen. Da-  
mit jedoch Ew. frösil. Gnaden verständigt würden,  
aus was Grund und Gerechtigkeit wir die Bäume  
fällen lassen, so wollen wir Ew. Gnaden nit  
verhalten, daß wir im jüngst vergangenen  
1540sten Jahr vom Herrn Abt und Konvent des  
Gotteshauses Wettingen bei Baden im Ergäu  
gelegen und besonders den acht alten Orten der

Eidgenossenschaft angehörig, die rechte Castvogtei und Schirm neben andern den Kilchensatz und Zehnten zu M. sammt dem Wald genant Schynberg daselbst erkaufte und zu Handen gebracht haben, also daß wir mit Allem Niemandem kein Inntrag daran gethan, sondern männiglich zu M. uns solcher Gerechtigkeit geständig und so der Schynberg lüt unsers Kaufbriefs mit solcher Gerechtigkeit uns zugehörig, und was wir zu Erhaltung unserer Rhinbrucken männlichen zu gut, Eichenholzes nottürftig gewesen, haben wir 13 Hölzer im Schynberg unserm und nit derer zu M. Walde fällen und zu unserer Notturft und Brauch bereiten und zurichten lan und zur Besserung unserer Brucken hierherführen in der unzweifelhaften Hoffnung, es werde Ew. frstl. Gnaden solches zu keinem Mißfallen annehmen, die weil wir uns kein anderer Wälden denn des Schynbergs erfreuen, zum löblichen Gedächtniß der Herren von Rötteln dem Gotteshaus Wettingen zugehörig, inhaltlich der Brief und Siegel vor vielen Jahren.“

Sie wollten daher bei ihrer erkauften Gerechtigkeit bleiben (so schließt das Schreiben), nämlich Kilchensatz, Zehnten, Widdum und Schynberg, und hochfrstl. Gnaden werden uns darin keinen Inntrag thun, noch den Ihren zu M. uns zu hindern gestatten und müßte ihnen das Kloster Währschafft leisten. Datum Zinstag den 9. Tag Januarii Anno xl iii (1543). Unterschrieben von Hamann Offenburger, Bürgermeister und Rath der Stadt Basel. Nach einem längern Schriftwechsel kam endlich am 12. Oktober 1543 folgender Vertrag zu Stande, welcher doppelt ausgefertigt in dem uns zugänglichen Exemplar also lautet:

Wir Ernst von G. G. Markgraf zu Baden und Hochberg, Landgraf zu Sausenberg, Herr zu Rötteln und Badenweiler — und Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Basel bekennen,

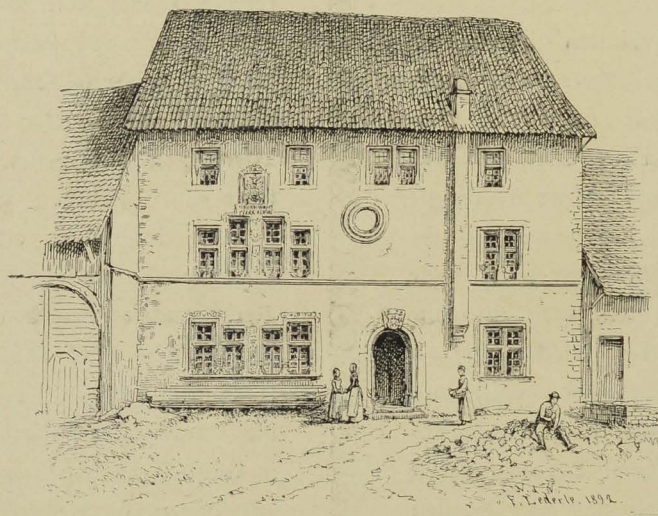
daß sich zwischen Markgraf Ernsts Angehörigen der Gemeind unsers Dorfs Mulberg im Wiesenthale und uns Bürgermeister und Rath von Basel Irung zugetragen, daher rührend, daß beim Kaufe des Kilchensatzes ic. wir vermeinen wollten auch der Wald Schynberg zum halben Theil vermög etlicher alter brieflicher Gewahrsame in unsere Gerechtigkeit eingeschlossen sei und wir demgemäß 13 eichene Bäume fällen ließen, dagegen aber Unsers Markgrafen Unterthanen angezeigt, daß sie sollichen Wälden des Schynbergs in 100 bis 200 Jahren in ruhigem Besitze gewesen seien und weder Wettingen noch darauf Basel als Käufer in sollichen Wälden nit geständig

(d. h. zuständig) gewesen, so haben wir uns in nachbarlicher Freundschaft verglichen: daß wir, Markgraf die Mulberger angewiesen, daß wir unsern lieben Nachbarn von Basel zur Notturft aus gemeltem Wald 200 Stück eichen Holz, sammt den 13 Eichen, die vormals gehauen wurden, wollen abgeben und ihnen zukommen lassen.

Dagegen wollen wir

Bürgermeister und Rath von Basel für uns und unser Nachkommen verziehen und uns begeben alles Rechts so wir an diesen Wald hatten und die von Mulberg in ruhigem Besitz und ungefährdet bleiben lassen. Solche 200 Stück aber sollen nicht auf einmal, sondern nach und nach jährlich nit mehr als 20 Stück an Basel abgeben werden.

So gedieh dieser Streit durch diesen billigen Vergleich zu einem erfreulichen friedlichen Ende. Der Wortlaut der Schenkungsurkunde von 1254 ist gewahrt worden, nach welchem es unzweifelhaft ist, daß Rötteln solange im Besitz des ganzen Bergwaldes war, bis der nobilis vir Cuonradus dominus de Rötelen in Gegenwart des Bischoffs Berthold von Basel die Hälfte (pro medietate) dem Kloster mit der Versicherung (promittendo) schenkt, daß hinfüro (deinceps)



Haus des Pfarrers Job. Wagner.

Abt und Konvent mit ihm in Frieden den Wald mit allem Nutzen und Vortheilen benützen soll. Also nur das Kloster und Niemand anders ist zur Benützung berechtigt, und Konrad verspricht Nichts für seine Nachkommen, nennt dieselben nicht einmal. Daß das Kloster sich Nichts um diesen Wald bekümmert, geht aus der Behauptung der Gemeinde hervor, sie hätte 100—200 Jahre den ungehinderten Genuß gehabt; der Wald ist also Gemeinewald geworden. Als Urkundspersonen werden genannt Bruno sacerdos, wahrscheinlich Pfarrer in M., Gottfridus de Stouffen, Henricus magister coquinae (Küchenmeister), Frater Wernherus, Hugo de Ramendorff et Henricus de Höllstein. Der ganze Wald ist also seit ca. 1554 nach Abgabe der 200 Stämme im Besitz der Gemeinde.

Unsere Quellen berichten uns noch von einem anderen Walde. In einem Lehnbriefe vom Jahre 1344 verleihen die beiden Wernher „die Truchsess von Rheinfelden“ den 6 Vertretern der Gebursami von M. „alles das Holtz, das sie hand zu M. in dem Banne, um einen jährlichen Zins von 3 Schilling und 2 Pfund Pfennig und 40 Hühner zu St. Martins Messe abzurichten.“ Von diesen Truchsess war der eine Kilchherr von Wyhlen, der andere ein Ritter. Die Namen der 6 Vertreter der Maulburger Bauernschaft waren: Dietschin Zuß der Vogt, Rudolf Müller, Ludin Renk, Konrad Beese, Johann Rubi und Johann Ferrer.

Einige Bedingungen bei diesem „rechten Zinslehen“ lauten: wenn die genannten Gevettern Truchsess Lüte im Dorfe sesshaft haben, oder welche daselbst sesshaft werden, sollen sie an dem Zinsholz ebenso gut Nutzen haben als die Zinszahler. Ferner: wenn einer der Sechse stirbt, so soll die Gebursame in 8 Tagen „einen andern Botten“ an des Todten Statt geben, der mit den andern fünfen den Zins entrichte. Thäten sie das nicht, so sollen die fünf andern „sich antworten zu Schopfheim in der Stadt, in einem offenen Wirthshause zu vaillem Gute und sollten do Giselchaft leisten in den nächsten 8 Tagen, nachdem sie von ihren Gewissensbotten vermahnt worden, und sollen leisten Alle, weil sie den Sechsten nit darbeschickt und gegeben haben.“ Sie ver-

jehen (bekennen), daß sie den Gevettern (i. e. den Truchsess) noch ihren Erben das Zinslehen nie aufgeben werden außer mit ihrem Willen. Sie bitten auch den Markgrafen Rudolf (es ist Rudolf II., der gemeinschaftlich mit seinem Bruder Otto über Hochberg, Sausenberg und Rötteln regierte und 1352 starb), daß er sein Ingesigel henke an diesen Brief. Wie lange dieses Lebensverhältniß dauerte, und welches der Lebenswald gewesen, darüber schweigen meine Quellen. Es scheint mir, daß es die Buchhalde gewesen.

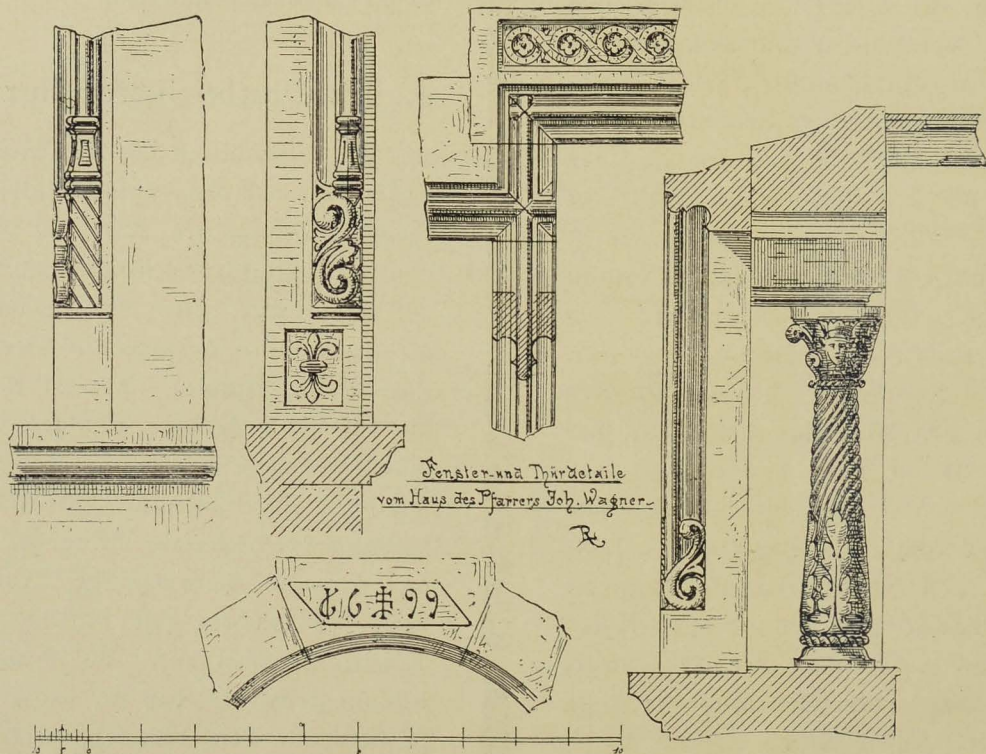
#### 4. Die Oberherrlichkeit über das Dorf.

Die Betrachtung unserer ersten Urkunde hat uns belehrt, daß das fränkisch-karolingische Königthum und besonders Karl der Große spezielle Einwirkung durch den Fronhof und dessen Leitung auf unsern Ort hatten und ausübten, während die alemanischen Herzoge den Heerbann oder die Heeresfolge befahlen. Als im X. Jahrhundert die Zähringer Herzoge angingen, sich im nördlichen Breisgau und in der Baar, wo sie herstammten (Bertholdsbaar), geltend zu machen, nachdem der Schwabe Erchanger gefallen und die Herzogin Hadewig ihr Leben beschloffen hatte, so tauchten fast zugleich mit ihnen die Röteler Dynasten auf. Es ist uns oben schon bekannt geworden, daß sie, wie über Maulburg, so über alle Orte des vordern Wiesenthals die Oberherrschaft ausübten, und diese dauerte bis 1315. Denn nachdem 1311 der letzte Sprößling in gerader Linie Namens Walthar mit Tod abgegangen, so erbten seine beiden Oheime Lütold, der Domprobst in Basel, und der Markgraf Rudolf I. von Hochberg-Sausenberg, der Gemahl von Lütolds Schwester, die Herrschaft. Rudolf starb bald; ein Jahr nach ihm 1315 auch der Domprobst selbst, nachdem er seinen Neffen, den Markgrafen Heinrich, Rudolfs Sohn, als Erben eingesetzt hatte. Dieser verließ nun die finstere und einsame Sausenburg, um in der hellen freundlichen Rötlerburg im schönen Wiesenthale sein Hoflager aufzuschlagen.

Die Vögte in Maulburg und Schopfheim übten auch als Richter von nun an ihr Amt im Namen der Sausenburg-Röteler Markgrafen aus.

So ist im Jahre 1468 Wernli Kellermann von Schopfheim in Maulburg zu Gericht gefessen im Namen Markgrafs Rudolf von Hochberg, Grafen von Neuenberg (am See), Herrn zu Röteln und Susenberg (es war Rudolf IV. 1441—87) und vermittelte einen Verkauf von Gütern des Heini Ulli genannt Vischerli an den ersamen Herrn Nikolaus Gerung genannt Blauenstein, Kapellan des hohen Stifts (Münsters) zu

ist der Erbauer der Röttler Kirche 1401. Eine besondere Todtenkapelle nahm seinen Leichnam auf und den seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Grafen Egeno von Freiburg. Der Sohn und Nachfolger Wilhelm regierte von 1428 bis 1441, stirbt erst 1473, nachdem er die Herrschaft Badenweiler aus der freien Schenkung des Grafen Johann von Freiburg an sein Haus gebracht oder wenigstens diese Schenkung vorbereitet hatte.



Basel. Das Verkaufsobjekt bestand in 4 Stücken Matten und Acker, der Preis 13 Pfund Stebler, der Zins 13 Schilling Stebler.

Die Sausenberg-Röttler Markgrafen regierten bis 1503. Heinrich der erste Röttler regierte bis 1326, worauf seine beiden Söhne Rudolf II. und Otto gemeinschaftlich das Regiment führten bis 1352, in welchem Jahre Rudolf starb. Sein gleichnamiger Sohn Rudolf III. stand zuerst unter der Vormundschaft seines Oheims Otto bis 1364, wo Rudolf die Regierung selbständig übernimmt, aber auch wieder gemeinschaftlich mit Otto, bis dieser 1384 auf der Sausenburg kinderlos stirbt und in der Klosterkirche von Sizenkirch begraben wird. Der dritte Rudolf regierte bis 1428. Er

Von 1444 an wurden seine Söhne erst für regierungsfähig erklärt; sie stunden vorher unter des Freiburger Grafen Johanns Vormundschaft. Sie bekamen nun die Schenkung von Badenweiler definitiv. Nur der ältere Rudolf IV. blieb am Leben, der jüngere Hugo ging bald mit Tod ab. Rudolf IV. bekam aber nicht nur Badenweiler, sondern auch 1457 Neuenburg in der Schweiz aus der Hinterlassenschaft seines einstigen Vormünders Johann von Freiburg. In den Burgunderkriegen war er auf Seite der Schweizer, hielt sich während derselben größtentheils zu Bern auf und gestattete, daß 500 rötelsche Unterthanen unter den bernischen Truppen Dienste thaten. Aber er gab auch zu, daß sein Sohn

Philipp in die Armee des Herzogs Karl, des burgundischen Feindes der Schweizer, eintrat. Er ließ sich sogar von Letzterm zum Obervogt über die von Erzherzog Sigismund von Osterreich an ihn verkauften Landestheile des sogenannten Vorderösterreichs einsetzen und nahm die Landesherrschaften für den Burgunder in Eid und Pflicht, duldete auch die Einsetzung des berüchtigten Peter von Hagenbach zum Landvogt in Breisach. Daß unter jenen 500 Röteler Unterthanen, welche schweizerische Dienste nahmen, auch Maulburger sich befanden, läßt sich leicht denken, umso mehr, da in jener Zeit das Kloster Wettingen noch das Patronat der Kirche hatte. Rudolf IV. soll ein gerechter und sparsamer Fürst gewesen sein. Der Mannsstamm seines Hauses endete mit seinem Sohne Philipp. Dieser Letztere soll in Neuchâtel geboren sein und schrieb sich Markgraf von Hochberg, Graf zu Neuenburg am See, Herr zu Röteln, Sausenburg und Badenweiler. Er nennt sich auch Herr von St. Georgen und heiligen Kreuz, welches 2 Herrschaften in Burgund sind zwischen Lyon und Chalons und ihm aus der Erbschaft seiner Gemahlin Margaretha von Vienne zukamen. Deshalb hielt er sich an Karl von Burgund, wurde auch in der Schlacht von Nancy gefangen 1477. Auch nach Antritt seiner Regierung hielt er sich „zur französischen Parthei“, residierte meistens in Neuenburg am See, kam sehr selten nach Röteln. Zu seiner Zeit war der Bückinger Krieg, ein Zug der Schweizer mit Geschütz, das sie von der Markgräfin begehrt hatten, dessen Spitze gegen den Markgrafen Philipp gerichtet war. Am folgereichsten war seine 1490 mit Markgraf Christoph von Baden geschlossene Erbvereinigung, wodurch Röteln, Sausenburg und Badenweiler, sowie Schopfheim und also auch Maulburg bei seinem 1503 erfolgten Tode an Baden übergingen. Weil er der Letzte der Hochberg-Sausenberg-Röteler Markgrafen und der speziellste Herr unsers Dorfes war, so wollen wir noch hinzufügen, daß seine Leiche in Neuenburg beigesetzt wurde. Sein Herz aber verwahrte seine Tochter Johanna, sein einziges Kind, in einem bleiernen Kistlein, welches mit einem schwarzen Tuche bedeckt in Begleitung von 4 Edeln und einiger

Priester auf einem schwarzbehangenen Pferde nach Röteln geführt wurde, um in der dortigen Gruft niedergelegt zu werden. Der Landvogt Rudolf von Blumeneck ordnete, als er die Nachricht „von dem ankommenden Herzen“ erhielt, eine feierliche Procession an und wohnte dem Beisetzungsakte mit der Priesterschaft und vielen Edlen des Landes bei, lader auch die Gesandtschaft zu einer Mahlzeit ein und will die richtige Ablieferung bescheinigen. Die Neuenburger aber nehmen Nichts an und reisen ohne ein Wort des Dankes wieder zurück: „sie geben also auf eine seltsame Art ihren Unwillen gegen M. Christoph zu erkennen“, der vermöge des Erbvertrags schon von Röteln Besitz genommen hatte. Durch die Intriguen Ludwigs XI. von Frankreich wurde statt des badischen Prinzen Philipp, Sohnes des Markgrafen Christoph, der Herzog Ludwig von Longueville, ein vornehmer Franzose, der Gemahl der genannten Johanna, und Neuenburg fiel an Longueville, nach dem die Markgrafen von Hochberg-Sausenberg-Röteln es 46 Jahre besessen hatten.

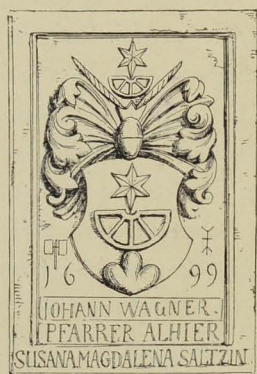
Unter der Leitung der badischen Fürsten gelangte das Wiesenthal und unser Dorf nach und nach zur jetzigen Blüthe. Das Röteler Schloß aber wurde nur sehr selten von den neuen Landesherren besucht, denn Markgraf Ernst hatte 1515 ein neues Residenzschloß in Sulzburg zu bauen angefangen, da sein Vater Christoph ihm die Regierung seiner obern Landestheile Röteln, Sausenburg, Badenweiler und Hochberg noch zu Lebzeiten übertragen hatte.

Karl II (1553–77), der Reformator, wohnte statt in Röteln lieber in seinem eigenen Hofe in Basel am Rheinsprünge. Diese Gebäulichkeit wurde später für die Universität verwendet und besonders für die medizinischen Kollegien und Sammlungen in Anspruch genommen; die Markgrafen von Baden bauten sich in der „neuen Welt“ einen neuen Palast, Markgräfler Hof genannt, der seit etwa 50 Jahren zur Klinik und zum Spital dient.

Aus dem Jahre 1557 ist uns auch eine Gerichtsverhandlung aufbewahrt, worin Andreas Gyselmann Vogt in Maulburg „im Namen des Markgrafen Karlen“ einen Verkauf von Gütern



genehmigt, welchen Martin Burkhardt mit dem Rildmeyger des Gotteshauses St. Michael zu Schopfheim Namens Nikolaus Martin um 40  $\pi$  abschließt. Es handelte sich dabei vornehmlich um einen Bisfang „an der Stroß, die gen Basel führt“. Bisfang wurde in alten Zeiten ein Stück Almendfeld genannt, das von einem einzelnen Markgenossen in Besitz genommen wurde. Jeder Markgenosse durfte ein solches Recht in Anspruch nehmen. Die Besitznahme geschah vor Zeugen durch Umgang des betr. Stücks, durch tatsächliches Bewohnen 3 Tage und 3 Nächte lang und durch Einzäunung desselben.



Wappenrelief  
vom Hause des Pfarrers Joh. Wagner.

Karls II. Nachfolger „in den obern Landen“ war Georg Friedrich der Tapfere und Unglückliche. Er wohnte von 1590 an in Sulzburg, nachdem er vorher und während er noch unter Vormundschaft stand, in Hochberg gewohnt hatte. 1585 hatte er den neuen, zweiten Generalsuperintendenten Georg Marius der Oberländer Geistlichkeit in Röteln präsentiert und mit einer beweglichen Ermahnung zur Erhaltung des Evangelii und zu brüderlicher Eintracht in sein wichtiges Amt eingeführt.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Wimpfen regierte Georg Friedrichs Sohn Friedrich V. von 1622—59. Während seiner Regierung hatte auch die Marktgrafschaft Hochberg-Sausenberg-Röteln die Drangsale des entsetzlichen Krieges zu erdulden, der dem ganzen Wiesenthale und besonders auch unserm Maulburg viel Elend brachte. Vom Jahr 1630 an besitzen wir einige spärliche Nachrichten über die damaligen Zustände. Der Domkaplan bei dem hohen Domstift Basel, Lukas

Ferscher, (das Domkapitel befand sich damals in Folge der 1529 in Basel durch Ökolampad eingeführten Reformation in Freiburg i. Br.) machte durch das Domkapitel eine Eingabe an die marktgräflichen Beamten in Röteln, in welcher er klagt, daß ihm 41 Malter Roggen und Haber und 22 Zühner von seinem Beneficium in Maulburg zurückgeblieben seien: die Früchte ins 4., die Zühner schon ins 12. Jahr, neben schuldigem Fall und Ehrschatz „dreier abgeleiteter Zinsträger“ zu seinem großen übermäßigen Schaden. An Geld habe er von dem anno 1627 auf 100 fl. angeschlagenen Zins seither mit mehr denn 50 fl. beibringen können. Deshalb bitte er um gnädige oberkeitliche Hülfe. Das Domkapitel bemerkt dabei, die Forderungen rührten meist aus dem schwarzen Pfaffenzehnten her. Die Schuld habe sich „vermöhrt“. Der Kaplan müsse die Zinsabgänge sehr vermissen, sintemalen er daher seine nothwendige Unterhaltung zum Theil haben solle und müsse. „So ersuchen sie freundschaftlich, daß dem Kaplan ex officio zu seinem Rechte verholfen werden möge, da seine Schuldiger Eure Amtsangehörigen in N. und in jetziger Zeit bei gehabter ziemlicher Ernte die Bezahlungsmittel wohl haben könnten. Solches erachten sie für Billigkeit“. Dieses Schreiben ist datirt Freiburg i. Br. 20 Okt. 1630. Der Röteler Landvogt antwortet schon am 26 ej. Es seien 10 Zinsträger, von welchen 3, die an den restierenden Geld- und Fruchtzinsen den mehren Theil noch schulden, mit Tod abgegangen seien. Ein anderer, der im letzten Jahr gestorben, habe mehr Schulden hinterlassen, als Hab und Gut vermögen. Fast die gleiche Beschaffenheit habe es mit den Andern, Einer sei draußen im Elend verkommen. Was die Übrigen betreffe, die noch am Leben, so sei es ihnen bisher unmöglich gewesen, die Zinsreste an Geld und Früchten abzustatten, dieweil sie nun in die 6 Jahre mit schweren und starken Kriegskontributionen belastet gewesen, auch jetzt noch damit beladen seien; auch seien erliche Fehljahre aufeinander gefolgt, so daß bei ihnen wenig Früchte gewesen, so sei ihnen jetzt unmöglich das Geringste an solchen Gefällen zu erstatten. Sie bäten darum um Geduld bis zum andern Jahr nach der Ernte, wo ihnen hoffentlich die



Kriegsbeschwerden ab dem Halse kommen. — Ein Bericht des Vogts wirft ebenfalls die Schuld der Zahlungsverzögerung auf die „Beschwernus mit dem fremden Volke“ und behauptet, daß trotz aller Drangsale und Widerwärtigkeiten die Überlebenden ihren Verpflichtungen möglichst nachgekommen seien, da Fritz Trinnler Früchte und Zühnerzinse entrichtet, ebenso Jakob Brögin. Jakob Trinnler habe 1627 seinen Theil mit 10 fl. bezahlt, Fritz Seutterlin, der 2 Schuppos habe, hat 17 fl. geben und ebenso Hans Baschin Schanzlin.

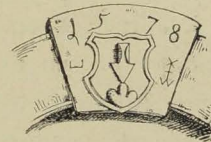
Im Jahr 1636 aber hatte das Elend hier wohl den höchsten Grad erreicht, die Pest wüthete und das hier lagernde Dillische Regiment zehrte die Vorräthe so gründlich auf, daß für die Einwohner nichts mehr übrig blieb. Nach einer Notiz aus dem Kirchenbuche, welche Herr Dekan Fischer mir mittheilte, ist damals „ein Herr Jakob Böler sammt seiner Hausfrau vor Hunger gestorben“. Wenn ein „Herr“ aus Hunger starb, wie mußte es bei andern Leuten gewesen sein?

Wie es den in jenen Kriegszeiten hier amtierenden Geistlichen J. B. Sydenius und J. Nerlichius ergangen, darüber habe ich bis jetzt keine näheren Nachrichten empfangen können. Welchen traurigen Mühseligkeiten, Kämpfen und Verfolgungen aber der Markgraf Friedrich V bei den 2maligen Vertreibungen nach der Schlacht von Wimpfen und nach der Schlacht von Nördlingen, welchen Verlusten und Beängstigungen die hohe Familie ausgesetzt war, bis endlich der Osna-brück'sche Friede ihn wieder in seine Rechte einsetzte, das zu beschreiben übersteigt die Aufgabe unserer Dorfgeschichte.

## 5. Das Patronat über die Maulburger Kirche.

Es scheint nunmehr angemessen, die kirchliche Seite der Entwicklung unseres Dorfes ins Auge zu fassen. Zu bedauern ist, daß unsere Quellen für die Zeit vor dem Jahr 1249 keine Auskunft über die kirchlichen Zustände enthalten. Die Stiftung der Pfarrei ist gänzlich unbekannt. Daß sie, wie mehrere Wiesenthäler Kirchen, schon sehr früh zu St. Gallen gehörte, läßt sich

daraus schließen, daß der erste namentlich bekannte Patron im Thurgau angefahren war. Unter einem Patron verstand man den Schutzherrn einer Kirche, der die Pflicht hatte, für dieselbe zu sorgen und das Recht, die Pfarrer zu ernennen. Er hatte auch ein gewisses Einkommen, da die Kirchen wie die Klöster von den Stiftern mit Güterbesitz ausgestattet wurden. Es ist nicht unmöglich, daß St. Gallen ursprünglich das Patronat besaß und es wohl einem Ahnherrn des Walther von Klingingen schon frühe übertrug. Urkunden darüber sind aber, wenigstens bis jetzt, noch nicht gefunden und bekannt. Dagegen besitzen wir diejenige, welche am 6. Juli 1249 in Klingingen aus gefertigt wurde, und in welcher es nach wortgetreuer Übersetzung heißt: „Ich,



Schlußstein  
vom Hause des Pfarrers Job. Wagner.

„Walther, Edler (vir nobilis) von Klingingen, in Gemeinschaft mit meinen Brüdern Ulrich und Ulrich Walther und in Gemeinschaft mit der edeln und sehr geliebten Frau, meiner Gemahlin Sophia und unserm Sohne, haben unser Landgut (praedium) gelegen im Wiesenthale in dem Dorfe (villa) Mulpere mit dem Patronate jenes Orts (cum jure patronatus ecclesiae ejusdem villae) in frommer Seelenstimmung dem Kloster Wettingen Cistercienser Ordens zum Gedächtniß unsers dort begrabenen Vaters und unserer Mutter und aller unserer Verwandten vergabt (contulimus) in die Hände des ehrwürdigen Herrn Konrad (ersten Abtes jenes Klosters) mit allen Rechten und Gerechtigkeiten“. (Vgl. Wackernagel, Basler Urkundenbuch, ad an. 1249.) Die päpstliche Bestätigung dieser Schenkung erfolgte durch Innocenz IV. zu Lyon am 2. Nov. 1249. In der nämlichen päpstlichen Bulle wurde auch die Zuweisung der Kirche Riehen an dieses Kloster, welche durch Bischof Heinrich von Konstanz geschehen, vollzogen. Diese beiden Kirchen bilden zusammen das Wettinger Amt in dem

Wettinger Hof in Riehen, wo von 1540 an der Basler Landvogt Merean residierte.

Das Geschlecht derer von Klingen war ein altes, reiches und berühmtes Freiherrngeschlecht. Ihr Stammhaus ist Alten-Klingen zwischen Konstanz und Wyl mitten im Thurgau, unweit Weinstetten, jetzt Ruine. Aus diesem Geschlechte stammte die heilige Wiboradis, die 925 in ihrer engen Klausur bei St. Gallen von den Ungarn erschlagen wurde; ihr war auf der Stammburg eine Kapelle geweiht. Die Klinger hatten die Kastvogtei des Klosters Stein a. Rh. und bauten zur Sicherung desselben die Burg Hohenklingen. Es bildeten sich jetzt zwei Linien: die ältere nannte sich einfach von Klingen. Ein Ulrich von Klingen baute 1240 das Städtchen Klingental an der Aar und vertauschte deswegen einige Güter an das Stift St. Blasien. Unter den Kindern, welche dieser Ulrich bei seinem Tode 1251 hinterließ, ist Walther von Klingen\*) derjenige, welcher uns am meisten Interesse abnöthigt. Durch eine Klosterstiftung in Hüserin (Hausen im Werra-thale) vom Jahre 1257 ermöglichte er die Gründung des Klosters Klingenthal in Basel. In den Kolmarer Annalen wird nämlich beim Jahr 1274 erzählt, daß 12 Schwestern aus dem ersten Kloster Klingenthal sich ein dormitorium aus Stein groß und schön hätten angefangen zu bauen nahe am Rhein in Kleinbasel innerhalb 13 Wochen, nachdem sie dorthin übergesiedelt waren. Dieses Kloster bekam später auch Vergabungen in unserm Dorfe. Walther und seine Familie erwählten es zu ihrem Begräbnisorte. Seine Söhne starben vor ihm. Von seinen Töchtern wurde Verona Gräfin von Veringen, Herzelaude Freiin von Lichtenberg, Alara, die jüngste, soll an einen Markgrafen von Baden verheirathet gewesen sein, denn ein Grabstein in der Klingenthaler Kirche hatte um das vereinte Klingensche und badische Wappen die Umschrift:

Von Badin marggravinne  
vrowa Clara ruowit hinne,  
von Klingen ist ir vater ginant,  
nu breche got ir selin bant (ihrer Seele Haft).

\*) Vgl. Bartsch, Schweizer Minnesänger, S. LXXIX ff.

Walther selbst wurde dort 1295 zur Ruhe bestattet und 1298 seine Gemahlin Sophia neben ihm.

Herr Walther von Clingin war also der Träger des Patronats der Maulburger Kirche. Wir wissen sonst nichts über sein Verhältniß zu unserm Orte außer der Vergabung an Wettingen bei Baden im Aargau. Etwas mehr ist uns bekannt über seine Minnesängerschaft, denn es sind noch 8 von seinen Liedern in der sog. Manesseschen Sammlung erhalten. Sie haben zum Gegenstand den gewöhnlichen, die Schönheit der Natur und den Dienst der Frauen. Als jüngerer Zeitgenosse des berühmtesten Minnesängers Walther v. d. Vogelweide, der 1230 unter der Schwelle des Neumünsters in Würzburg begraben wurde, ahmte er diesen, wie den wohl auch persönlich mit ihm bekannten Konrad von Würzburg nach in seinen Dichtungen; sie haben etwas Zartes und Wehmüthiges. Wie er die Form beherrscht, mag ein Beispiel zeigen:

Winter wil uns aber selwen<sup>1)</sup>  
lichte bluomen uf der heide breit;  
er wil ouch die boume velwen<sup>2)</sup>  
die dá hiure wären vil gemeit.<sup>3)</sup>  
unbesungen sint diu tal,  
dá vil manic stümme erhal,  
dur diu ören suoze in sendez<sup>4)</sup> herze ergal.<sup>5)</sup>

Ouch flag ich die mine swaere,<sup>6)</sup>  
diu mir senden man sö nähe lit,  
daz mîn frouwe ist fröidebaere<sup>7)</sup>  
und ir güete mir niht fröide git.  
diu vil liebe diu git mir  
fröidebernde minnegit:  
ach, ir minne süeze ich sender man embir!

Elliu fröide kumt von wiben,  
diu dien mannen höhgemüete birt:<sup>8)</sup>  
ez kan nieman frö beliben,  
dem ir süeziu minne niht enwirt.<sup>9)</sup>  
wibes minne sanfte tuot,  
si git fröiderichen muot:  
guoter wibe minne ist bezzer danne guot.

1) Wieder entfärben. 2) Falb machen. 3) Gar froh, prächtig. 4) Sehrend, liebeskrank. 5) Ergellen = ertönen. 6) Leid. 7) Freude bringend. 8) bern = bringen. 9) Nicht zu Theil wird.

Es ist maneger hande minne:  
nach der besten minne senet mîn lip;  
die hât mîn gebieterinne:  
süeze minne hât si saelic wip.  
al die minne, der ich ger,  
die hât si, des bin ich wer:<sup>10)</sup>  
ich bin tôr, wil si, daz ich ir minne ember.

Allez daz ich gerne schouwe,  
dast ein wip, die mich ungerne siht:  
ach si ungenaedic frouwe,  
war umb troestet si mich senden niht?  
sist mir âne schult gehaz:  
wê, war umbe tuot si daz,  
sit daz ich ze guote<sup>11)</sup> ir güete nie vergaz.

Das Kloster Wettingen, dem schon 1254 von Konrad von Röteln der Wald Schynberg hälftig geschenkt wurde, wie oben erzählt ist, behielt dieses Patronat 391 Jahre bis 1540, wo es an die Stadt Basel überging mit sammt dem „Wettinger Amt“. Die Stadt Basel ließ dem Pfarrer die Zehnten, aber in Folge der Reformation unterblieb die dem Landvogt zu Riehen gebührende Lieferung von 12 Mt. Früchten. Die Wirren des 30jährigen Krieges, dazu die Sehljahre 1626 ff. ließen diese Abgabe ganz in Vergessenheit gerathen; der Landvogt weigerte sich in Folge dessen, die Gebäulichkeiten der Pfarrei zu unterhalten. Die Stadt bekümmerte sich nicht mehr um dies Patronat, seitdem sie auf den Wald verzichtet hatte, so ging dann dasselbe stillschweigend an die Markgrafen über, nachdem Basel es ungefähr 80 Jahre behauptet hatte. 1630 war von einem Basler Patronate keine Rede mehr.

Da von der Reformation an der Ort Dossenbach als filial oder vielmehr binierte Pfarrei an Maulburg überging, so müssen wir noch kurz bemerken hinsichtlich dieses Patronats, daß die Kollatur der Dossenbacher Kirche „ohndisputirlich“ der Familie von Schönau-Schwörstätt, aber Kirche, Kirchensatz, Oberkeit und Vogtei über die heiligen Güter und Gefälle dem Markgrafen gehörten. Eine Urkunde vom 25. Dez. 1591 ist in originali im fürstlichen Archiv in Basel vorhanden gewesen, worin ein Vertrag zwischen

<sup>10)</sup> Gewährsmann; dafür stehe ich ein. <sup>11)</sup> In Gutem.

dem edlen und festen Junker Jrell Eyken von Schönau-Schwörstätt, Regimentsrath des Erzherzogs von Osterreich in vorderösterreichischen Landen, als Kollator der Pfarrei zu Ober-Dossenbach — und dem ehrwürdigen, hochgelehrten Pfarrherrn Jakob Bazendorf von Maulburg niedergelegt ist. Es wird bestimmt, daß der Pfarrer für die Versehung der Pfarrei den Zehnten zu verleihen, zu nutzen und zu nießen haben soll, auch das Pfarrhaus und die Gärten zu verleihen habe. Der Junker soll das Pfarrhaus und das Chor der Kirche bauen und nach Notturft erhalten, dafür aber von dem Pfarrer zur Ergötzlichkeit solchen Baus jährlich 7 Viernzel halb Korn und Haser kostenlos ins Schloß zu Schwörstätt geliefert erhalten.

In einem alten Briefe vom 25. Nov. 1654 berichtet der Oberamtmann J. Winther von Röteln „seinem lieben Herrn und guten Freunde, dem Pfarrherrn“ das Nämlliche.

## 6. Die Maulburger Pfarrherrn.

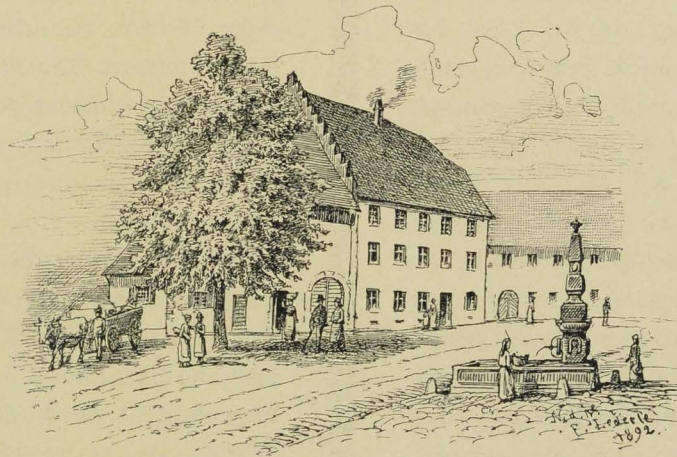
Die Abhandlung über das Patronat führt uns folgerichtig zur Bekanntschaft mit den Maulburger Geistlichen. Ueber dieselben sind aber aus der Zeit vor der Reformation nur höchst spärliche Nachrichten vorhanden. Außer dem in der St. Galler Urkunde von 786 genannten Folkramnus ist uns nur noch einer namentlich bekannt geworden, es ist der sacerdos (Priester) Andreas, welcher am 21. September 1244 zugleich mit dem sacerdos Arnoldus de Scopheim (Schopfheim) und dem Hugo von Holnstein (Höllstein) als Zeuge fungiert bei dem Verzicht des Ulrich von Liebenberg auf ein Gut in Riehen zu Gunsten des Klosters Wettingen.

Nach der Einführung der Reformation finden wir, daß Dossenbach 1557 dem Diakon Jakob Leviger in Schopfheim zur Versehung übergeben, in Maulburg aber von 1558 an M. Joseph Straub von Chur erster evangelischer Pfarrer war. Wahrscheinlich war er durch die Vermittlung des Basler Antistes Dr. Simon Sulzer von der Stadt Basel, welche damals noch die Kollatur hatte, nach Maulburg berufen worden. Sulzer

selbst, im Berner Oberland geboren, wurde als erster Münsterpfarrherr durch seine Gelehrsamkeit, freundliche Sanftmuth, Gottesfurcht und Beredsamkeit dem Markgrafen Karl II. bekannt und erhielt von ihm den Auftrag, bei der Reformirung des badischen Oberlandes mitzuwirken. Er übernahm auch neben seinem Basler Kirchenamte das Amt eines Superintendenten der vier oberländischen Diözesen, während von 1557 an Dr. Joh. Nisäus der Diözese Schopfheim als Superintendent vorstand. M. J. Straub scheint bis 1566 das Pfarramt in Maulburg innegehabt zu haben; wir finden als zweiten evangelischen Geistlichen den Pfarrer Bernhard Reinacher dahier. In der Synode des genannten Jahres wird ihm wie seinen Amtsbrüdern in Tegernau, Steinen und Wittlingen mehr Fleiß im Fortstudieren und weniger Interesse am Waidwerk anempfohlen. Hieronymus Esinger oder wahrscheinlicher Gysingius, der nach Joh. Weisner 1581 als der vierte einzog, wollte die Konkordienformel, welche die Strenge der lutherischen Rechtgläubigkeit forderte, nicht unterschreiben, denn er war als Schweizer und wahrscheinlich aus Basel gebürtig, der Zwinglischen Lehre mehr zugethan. Er kehrte in sein Vaterland zurück und starb 1591 erst 48 Jahre alt, als Pfarrer zu Riehen. Ihm folgte 1583 Jakob Bazendorf, der zuvor in der Markgraffschaft Hochberg angestellt, die formula concordiae unterschrieben hatte; er blieb 40 Jahre, also bis 1623. Seine Nachfolger, Johann Bernhard Sydenius und Johann Nerlichius (1631—46) hatten, „weil tempore belli das Feld wenig bebaut werden konnte und sie sich von Zehnten nicht ernähren konnten“ — unter Nerlich „kam in 3 Jahren kein Pflug ins Feld“ — mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Nicht minder Johann Wagner, der auf Johann Schöne aus Schopfheim im Jahre 1678 als neunter folgte. In einem Bericht vom 17. August 1691 schreibt er: es habe von altersher ein hiesiger Pfarrer vom Goltzenzehnten „in dem Rueff soviel er ertrug“ aus der geistlichen Verwaltung Röheln erhalten — aber seit 9 Jahren bekomme er nichts, sodasß an 16 Malter rückständig seien. Wenn Pfarrer die Pfarrgebäude im Stand erhalten solle,

dieselben aber während der Läger von den Soldaten sehr ruiniert worden, so sei ihm dieser Besoldungstheil zur Reparatur höchst nothwendig, zumal da die Soldaten die Früchte, woraus die Besoldung besteht, theils weggenommen, theils verwüstet hätten, „also daß ich ein Jahr her fast ohne Besoldung bin, auch die Unterthanen im Feldbau so verhindert worden, daß kaum der dritte Theil angeblümt worden, dazu die Früchte so gering gestanden, daß der Zehnten nicht aufkommen kann, weßwegen ich mit den Meinigen kein Stücklein Brod, vielweniger einen Trunk ins Haus schaffen kann.“ Eine Beantwortung dieser Eingabe erfolgte nicht, vielmehr wurde nach dem Bescheid an Schulmeister Senger, der 1692 um Erneuerung des seinen Vorgängern bewilligten Gnadengraticales von 2 Mtr. Früchten bat, „wegen der großen Armuth der Gemeinde und seiner selbst, da er sich bei diesen gefährlichen Zeiten nicht zu erhalten wisse,“ „denen geistlichen Bedienten auch die Quart ihrer Besoldung während des Krieges innebehalten.“ Es war der Pfälzische Erbfolgekrieg. Die französische Armee bezog ein Lager bei Maulburg, während die Kaiserlichen von den Höhen des Schwarzwaldes herab bis nach Schopfheim herunterrückten und ihr Lager bei der Schopzheimer Gottesackerkapelle und gegen Maulburg hin auf den Matten und Feldern richteten. Es läßt sich denken, wie die hiesige Gemeinde von beiden Seiten her bedrängt und beeinträchtigt wurde. Der Freund hauste ebenso schlimm wie der Feind. Gerade die Zeit von 1689 auf 90 scheint, wie der obige Bericht es ausspricht, am traurigsten gewesen zu sein. Indessen scheinen sich die Verhältnisse wenigstens des Pfarrherrn im Laufe der Zeit wieder gebessert zu haben, denn im Jahr 1699 bezog er sein eigenes schönes Haus, in dem er im Ruhestand hochbetagt starb. Auf Wagners Vikar und späteren Stellvertreter Johann Leonhard Walz folgte 1725 M. Johann Dietrich Bohm. Er hatte viel Kämpfe zu bestehen hinsichtlich des Zehnten (vor Allem des Schwarzen Pfaffenzehnten) und der Kirchen- und Pfarrhausbaulichkeiten. Die Kirche, die zum ersten Mal erwähnt wird in der Urkunde Walthers von Klingingen, der den patronatus ecclesiae an

Wettingen vergabt,\*) wird uns in späteren Berichten als ein sehr altes und sehr kleines Gebäude geschildert, dessen Ursprung in Dunkel liege; es war eigentlich nur eine Kapelle mit einem Chor gegen Westen, auf welchem sich ein hölzernes Thürmchen befand; ein kleines Langhaus schloß sich an, vom Chor durch einen unverhältnißmäßig großen Triumphbogen getrennt. Dies Kirchlein war mit der Zeit so schadhast geworden, daß „vielfältig, um den Pfarrer auf der Kanzel vor Regen und Schnee zu sichern, mit Strohwellen und Stücker Dillen“ hatte nachgeholfen werden müssen. Längst auch hatte es sich für die stark angewachsene Gemeinde als viel zu klein erwiesen, so daß es sonn- und fest- täglich wegen Mangels an Sitzen Skandale in der Kirche gab: „bald drückt sich das Volk, bald setzt es Ohrfeigen ab; manche bleiben bei gutem Wetter vor den Fenstern stehen, manche gehen nach Hause“. Nach verschiedenen immer ungenügenden Reparaturen, die seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts auf Verreiben der Pfarrer Wagner und Walz vorgenommen worden waren, „um das Ärgerniß der Badgäste\*\*) und anderer Religionsverwandten ab-



Das alte Bad in Maulburg.

\*) Daß schon im VIII. Jahrhundert hier eine Kirche bestand, dürfen wir aus der Urkunde von 786 schließen, in der sich ein dasiger Presbyter als Schreiber nennt.

\*\*) Danach scheint das Bad damals ziemlich besucht worden zu sein. Ein altes Lied sagt: Das Viltbad, welches hat die Quäll — Zu Nulberg in dem Wiesenthal — War vor vil Jahren prisen hoch. Das Badhaus selbst will man bis ins XIV. Jahrhundert zurückführen. — Das vom „Letten“ kommende Wasser von + 9° R enthält schwefelsäure Thon- und schwefel- und kohlen-säure Kalkerde, auch etwas Kohlen-säure. — In dem Badhause saß Jahrhunderte lang die familie Schanglin, die nach einer etwas romantisch klingenden Familien-Tradition für freundliche Aufnahme und ein frugales Mahl vom Markgrafen Georg Friedrich die Fischereigerechtigkeit im ganzen Maulburger Bann erhalten hatte. In der Kirche befindet sich noch der Grabstein eines Vogts und Badwirths Johannes Schanglin, der sich während des pfälzischen und des spanischen Erbfolgekriegs um die Gemeinde sehr verdient gemacht.

zukehren und der Gemeinde selbst zu besserer Erbauung zu verhelfen“, gelang es nun endlich unter langjährigem Kampf mit der Rentkammer dem Eifer und der Beharrlichkeit des unermüdlischen Bohm im Jahre 1752 einen völligen Neubau der Kirche durchzusetzen, der schon nach 2 Jahren vollendet war.

Weniger glücklich war er in der Pfarrhausangelegenheit. Das alte Pfarrhaus, am südlichen Ende des großen Hofes gelegen, seiner ersten Anlage nach ein „kleines Hüttlein“ mit einer Wohnstube und zwei Kammern im obern Stock, Keller und Holzstall zu ebener Erde, Feuerherd im Hausehörn, befand sich schon unter Vikar Walz in „so miserablen und verruinirtem Zustande, daß auch nicht das geringste bewohnbare Gemach, geschweige ein Museum darinnen war, was doch zum Amte benötigt, so daß er sich ohnerachtet vielfach angewendeter Kosten endlich behelfen mußte, indem der bisherige Pfarrer bei Erbauung eigener kostbarer Wohnstätte\*) das Pfarrhaus in höchsten

Abgang gerathen lassen“. Auf diese „uralte“ Behausung, die „zweifelsohne im Pabstthum des capellans domicilium oder eines Einsiedlers Mandra (Klaufe) gewesen, oder wohl gar hat es der Diogenes gebaut“, verwandte M. Bohm eine Summe von über 300 fl., die er trotz aller Gegenwehr in 10 Jahren zu ersetzen verurtheilt wurde. — Unter Bohm wurde auch der Versuch gemacht, den Weinbau einzuführen, wie es schon im Mittelalter geschehen war, nach einem Kaufbrief vom Jahr 1393, wo der Ausdruck „der Geburen Reben und item an der Zalden unter den Reben“ vorkommt;

\*) Diese „kostbare Wohnstätte“ des Pfarrers Wagner, offenbar seinerzeit das stattlichste Haus der Gemeinde, stammt, wie der Schlussstein der Hausthüre zeigt, aus dem Jahr 1578 und bietet in ihrer Fensterumrahmung (S. 36) ein charakteristisches Beispiel für die im 16. Jahrhundert im Wiesenthal vielfach übliche Übertragung gewisser Verzierungsarten des Holzstils auf den Steinbau.

freilich auch jetzt wie damals ohne sonderlichen Erfolg.

Im Jahre 1769 war Bohm heimgegangen, nachdem er noch die schweren Verluste, die er an dem Einkommen der Pfarrei während seiner Dienstzeit hatte erleben müssen, zusammengestellt. Vor seinem Dienstantritt habe, sagt er, die Pfarrei das Beneficium der Baupflicht vonseiten Basels eingebüßt, den Goltzenzehnten verloren; am Heuzehnt, ehemals der Stadt Basel gehörig, sei eine große Verringerung eingetreten; die Holzbesoldung von der Herrschaft sei eingegangen, es fehle am Höllsteiner und am Röttenbacher Zehnten; es sei ein Kanal aus den österreichischen Landen durch das Zeller Thal und das Wiesenthal geführt worden, welcher auch einen großen Theil der zehntpflichtigen Länder getroffen, auch seien einige Äcker occasione des Kanals zu Matten gemacht worden zc.

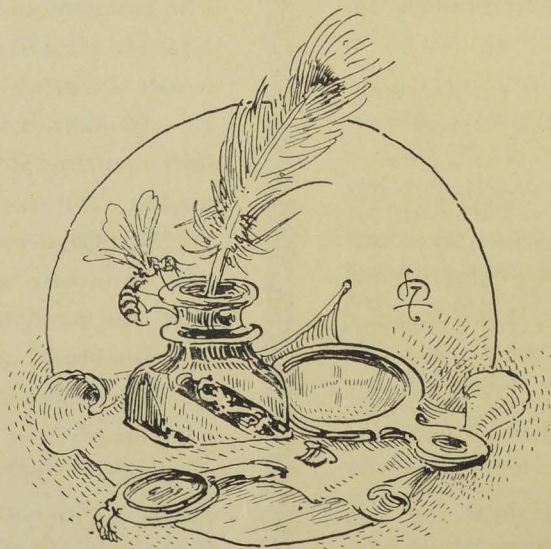
Bohms Nachfolger Joh. Martin Zauber und Joh. Christian Obrecht leiden unter der Auflage, das neue Pfarrhaus zu bauen. Dem letztern macht eine Kleeangelegenheit in Dossenbach fast 10 Jahre lang nicht geringe Mühe. Wie im Beginn des Jahrhunderts der Kartoffelbau, so wurde gegen Ende desselben der Kleebau durch den Markgrafen Karl Friedrich den Gemeinden zur Einführung dringend empfohlen, und Dossenbach war eine der ersten, die den

Kleebau einführte, und zwar auf alten Äckern, wie auf Neubrüchen. Aber als Obrecht nach seiner Berechtigung den Zehnten forderte, so regte sich der Widerspruchsgeist, und schließlich mußte der Pfarrer, da die Gemeinde mit Aufgabe der Pflanzung drohte, mit einer kleinen Entschädigung zu seinem Schaden zufrieden sein.

Unter Obrecht kam schweres Unglück über das Dorf: am 13. April 1787 wurden 21 Gebäude vom Feuer verzehrt, 18 Familien verloren den größten Theil ihrer Habe. Man wandte sich an den Markgrafen um Erlaubniß für einige Nachbarorte, anstatt der Herrschaftsfrohnden die Baumaterialien zum Neubau herbeiführen zu dürfen, aber die Beamten unterstützten die Bitte nicht, wiesen vielmehr auf die Wohlhabenheit der Einwohner hin, die der Obereinnemerei und der Forstverwaltung gegenüber bis jetzt in keiner Weise im Rückstand geblieben seien. Indes wurde eine Summe von 3000 fl. von der Herrschaft bewilligt.

Die unter Obrecht vorgenommene Reparatur des alten Pfarrhauses erwies sich schon unter seinen Nachfolgern Karl Friedrich Eisenlohr (1810) und Christian Heß (1814) als ungenügend; unter Heß und Karl Ludwig Jakob Martini (1828—32) wurde 1828 das neue Pfarrhaus vollendet, 1829 das alte nach vielleicht tausendjährigem Bestehen abgebrochen.

E. M.





Von Dr. Hermann Sussann.

**S**elch' ein merkwürdiges Schild! — So wird Jeder sagen, den sein Weg am Erbprinzen zu Weisweil vorbeiführt. Landauf landab hat wohl kein Dorf eine solche Zierde aufzuweisen, wie das genannte Gasthaus in dem wohlhabenden Rheinort.

Anlage und Ausführung des riesigen Meisterwerks zeigen ein echt künstlerisches Gepräge und fesseln unser Interesse sofort in hohem Grade. Auf beiden Seiten ist dasselbe reliefartig aus Eisen getrieben und in wirksamster Weise mit bunten Farben bemalt. In großem Medaillon, das mit Kranz und Inschriftenband umgeben ist, erblicken wir das reichvergoldete Brustbild eines badischen Fürsten mit edeln Gesichtszügen. Denn daß es ein badischer Fürst ist, verräth das in der Mitte des Schildes befindliche, kunstvoll ausgestattete, markgräfllich badische Wappen. Der andere Theil des Schildes führt Scenen aus dem Jagdleben vor. Da erregt vor Allem unsere Aufmerksamkeit eine schwarzbraune Diana. Ausgestattet mit Bogen, Köcher und Pfeilen, weist sie in stolzer Haltung auf das Fürstenbild. Zu ihren Füßen sitzt, ihrer Winke gewärtig, ein Windspiel. Neben der Göttin interessiert uns der König der Jagd, ein mächtiger Edelhirsch. Unter dem alterthümlichen Wappen erhebt sich ein stattliches Schloß, das getreue Abbild der ehemaligen Karlsburg in Durlach. Dasselbe umrahmen allerlei

Sinnbilder der Jagd, des Fischfangs und der Musik. Am Ende des Schildes bildet die Hauptfigur ein Förster in der kleidsamen Uniform früherer Zeit. Das Ganze ist im Stile des letzten Jahrhunderts gehalten, ragt gegen 4 Meter in die Straße hinein und mag ein Gewicht von 4—5 Zentner haben.

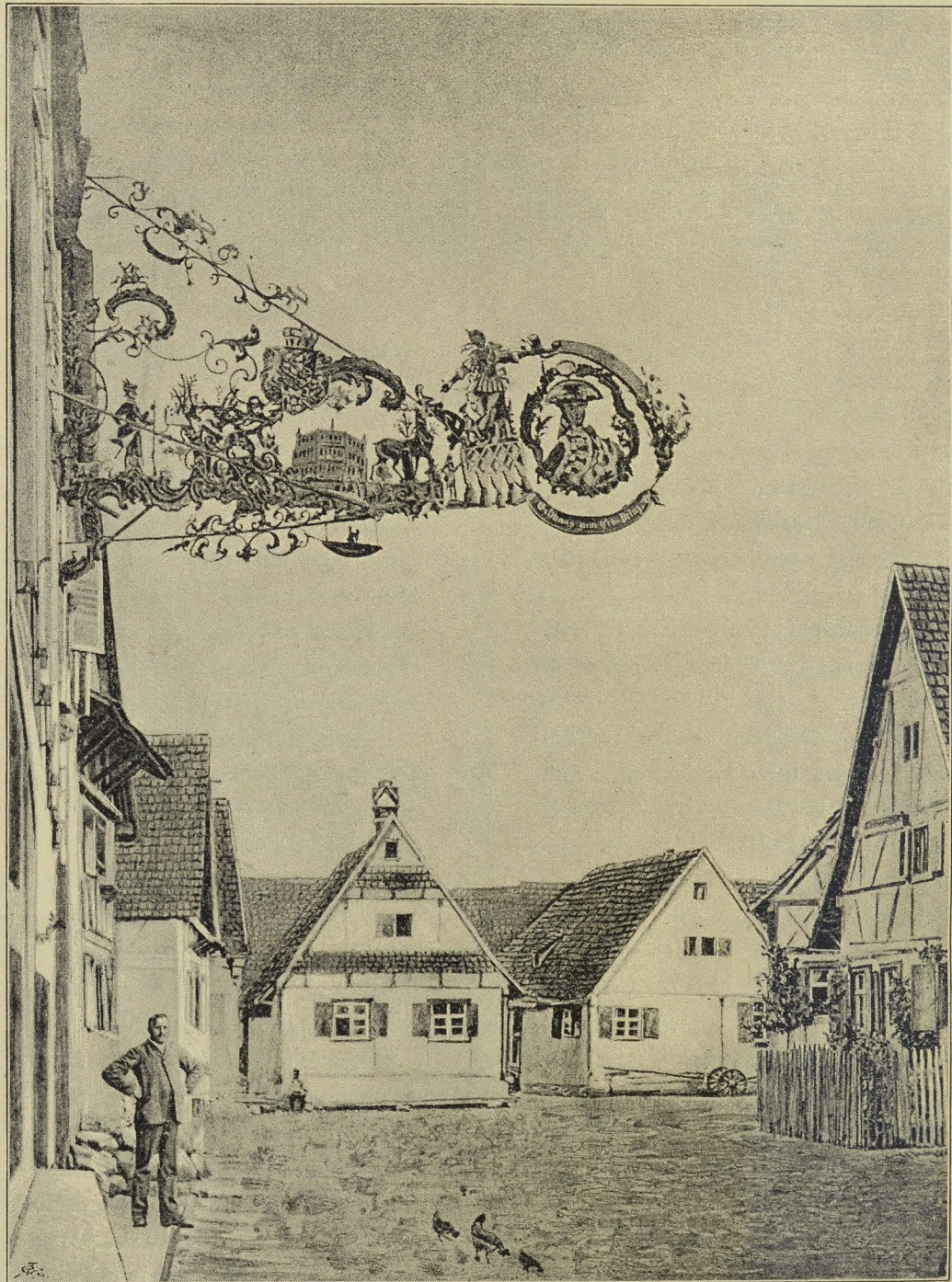
„Dieses Schild muß eine Geschichte haben!“ Mit diesen Gedanken treten wir dem schmucken Gasthause näher. Ein biederer Wirth steht freundlich grüßend am Thore, während die junge, schwarzäugige Wirthin gar einladend zum Fenster herauschaut. Unsere Wißbegierde erfährt keine Täuschung; denn bei einem Glase feurigen Kaiserstüblers erfahren wir bald, welche Bewandniß es mit diesem Schilde hat:

Vor langen Jahren lebte in Weisweil ein Förster, Namens Georg Lydin. Er war verheirathet mit Katharina Wolf, der Tochter des Müllers Jakob Wolf daselbst. Dieser Förster war ein gewaltiger Nimrod und gestrenger Herr und führte zu Hause und in der Gemeinde ein gar strammes Regiment. Er hielt eine Anzahl großer und böser Hunde, welche durch lautes Gebell und immer regen Appetit die Nachbarschaft oft belästigten. Im Jahre 1770 baute Lydin an der Stelle, wo die Straße von Kenzingen und die Rheinstraße sich schnurgerade treffen, ein neues Forsthaus. Es war das Haus, an welchem jetzt noch das Schild prangt. Die genannte Jahreszahl

steht über dem kleinen Eingangsthore, darüber ein Hase, während über dem größern ein Hirsch angebracht ist.



Die dortigen Jagdgründe boten eine reichliche Ausbeute an Wild aller Art. Lydin war der ständige Begleiter des jungen Fürsten und ge-



Wirthshauschild des Gasthauses zum Erbprinzen in Weisweil.  
Photographie von K. Günther.

Diemeil der Erbprinz Karl Ludwig, der älteste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, ein großer Verehrer des edeln Waidwerks war, pflegte er des Öftern nach Weisweil zu kommen.



wann sich dessen besondere Zuneigung. Anlässlich seiner Vermählung mit Amalie Friederike von Hessen-Darmstadt beschenkte der Erbprinz den Förster 1774 mit der Wirthschaftsgerechtigkeit,

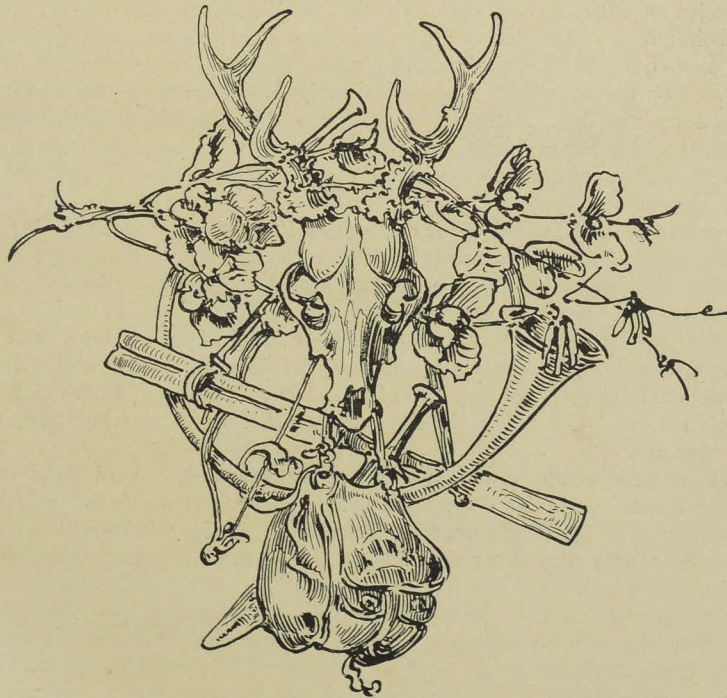


einem in damaliger Zeit sehr namhaften Geschenk. So wurde aus dem neuen Forsthaus ein Wirthshaus, das zum Erbprinzen benannt wurde. Zum Andenken und zu Ehren des fürstlichen Gönners ließ Georg Lydin bei einem berühmten Meister, dem Schlosser Morstadt in Lahr, das schmiedeiserne Riesenschild anfertigen. Es soll ursprünglich noch größer gewesen sein und Bilder sämtlicher in Weisweil vorkommenden Jagdthiere, darunter auch Wildschweine und Fasanen, enthalten haben.

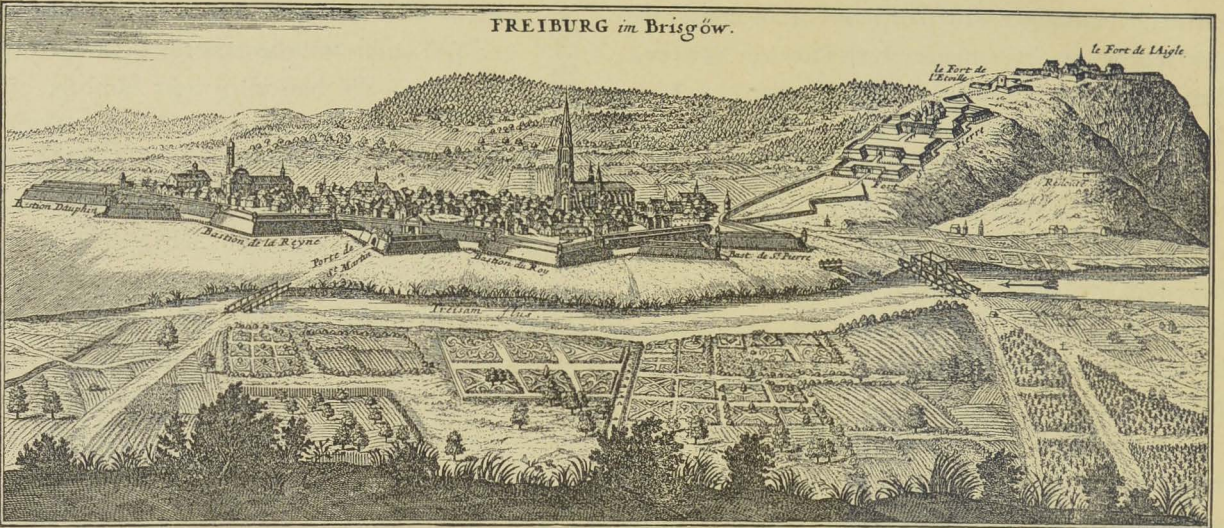
Bekanntlich wurde der Erbprinz Karl Ludwig im kräftigsten Mannesalter von 47 Jahren von einem plötzlichen Tode ereilt. Auf der Rückreise von Schweden, wo er seine an den König Gustav IV. Adolf verheirathete Tochter Friederike besuchte, hatte er das Unglück, daß am 15. Dezember 1801 bei Arboga sein Reisewagen umstürzte. Dem Schrecken und der Aufregung folgte am andern Morgen ein Schlagfluß, dem er sofort erlag. Auch der Förster Lydin erreichte kein hohes Alter. Er starb 1795, 56 Jahre alt.

Sein Lebensabend war nicht ungetrübt, indem er sein nicht unbedeutendes Vermögen fast ganz einbüßte. Er hinterließ acht Kinder. Ein Sohn war Förster, ein anderer Chirurg. Mehrere seiner Töchter verheiratheten sich nach Thringen.

Von Noth getrieben hatte Lydin kurz vor seinem Tode Haus und Wirthschaft an den Weisweiler Bürger Johann Hüggle verkauft. Von diesem erbte sie sein Schwiegersohn Balthasar Hüggle. Die Besitzer wechselten jetzt rasch nacheinander. Der nächste hieß Jakob Eccard. Während dieser Zeit war das Schild eine Zeit lang abgenommen und zierte eine diesem gehörige Brauerei im Unterdorfe. Von Eccard kaufte das Gasthaus 1866 der Vater des jetzigen Prinzenwirths, welcher bis dahin eine Wirthschaft auf dem Schönberg bei Lahr betrieben hatte. Dieser ließ 1868 das inzwischen ganz verwitterte Schild durch den talentvollen Maler Matthias Weis in Kenzingen wiederherstellen. Auf dem obern Spruchband des Medaillonbildes steht: Johann Georg Stulz 1868, auf dem untern: Gasthaus zum Erbprinzen.



**FREIBURG**  
 Eine schöne und  
 berühmte Pflanzung  
 am Rheine, die Bri-  
 gau gelegen, weil  
 die 1798 ihre her-  
 lichen Mauer zu  
 hoch wurde. Am  
 1677, an höchsten  
 Winter ohne Verfü-  
 gung der Kaiserin  
 die Umwallung  
 von den Franzosen  
 erobert, welche  
 sie nach einhün-  
 dert Jahren ab-  
 hatten. Darauf  
 wurde die Ober-  
 theilige Kapelle  
 nach dem Ver-  
 luste und die Un-  
 versität nach Lör-  
 nit am Bodensee  
 befohlen. Im  
 Frieden zu Ryswick  
 aber wurde dieser  
 Ort mit vollstän-  
 digem dem Ver-  
 übertrach abgetri-  
 ben. Und da Er-  
 dene 1745 von  
 den Franzosen ab-  
 mahlt erobert wurde  
 die 17 km Er-  
 zucht im Kaiserlichen  
 Frieden wurde es  
 Kaiserlich wieder  
 und wurde die Un-  
 versität auch mit  
 andern besetzt.  
 mehrere Untertän-  
 digen von diesem  
 Platz für  
 die man bei dem  
 Grundriss gesehen



## Die Festung Freiburg 1678–1745.

Zur Erläuterung des oben wiedergegebenen Sticks von G. Bodenehr möge die Schilderung, die A. Poinsignon in seiner Geschichtlichen Ortsbeschreibung Freiburgs vom französischen Festungsbau giebt, hier im Auszuge folgen.

Die Kapitulation vom 17. November 1677, welche Freiburg und sein Gebiet auf 20 Jahre hinaus dem Vaterland entfremdete, sollte der Stadt selbst durch gewaltige bauliche Veränderungen, die dieser Übergang an die Krone Frankreich mit sich brachte, verhängnissvoll werden. Noch ehe die Abtretung durch den Frieden von Nymwegen am 5. Februar 1679 sanktioniert war, wurde unverweilt daran gegangen, Freiburg in eine französische Festung umzuwandeln. Nach dem von Vauban entworfenen und ausgeführten Plane musste die Neuburg und Lehener Vorstadt vollständig, die Schneckenvorstadt zur Hälfte verschwinden, um den Platz auf das Nöthigste zu beschränken, ganz ohne Rücksicht auf die dadurch obdachlos gewordene Bevölkerung. Die Unterbringung derselben in der allein unversehrt bleibenden Altstadt ward ganz und gar der Stadtbehörde aufgebürdet oder blieb dem Ermessen des Einzelnen überlassen. Zwei Comthureien und sechs Klöster gingen dabei zu Grunde, ein Spital, einige Zunfthäuser und viele hundert Privatwohnungen. An deren Stelle erhoben sich nunmehr acht gewaltige Bollwerke rings um die Stadt, unter sich durch Curtinen verbunden, mit vorliegendem nassen Graben, dessen Wände, Escarpe und Contre-Escarpe, gemauert waren. Vor den Curtinen lagen im Graben die Ravelins, die durch Poternen und Brücken mit dem Hauptwall in Verbindung standen, während die Facen der Bastionen noch durch vorgelegte Contregarden gedeckt wurden. Zur Klärung des Schussfeldes vor diesen Werken mussten alle Baulichkeiten, die einem Feinde hätten Deckung gewähren können, weggeräumt werden. Auch die beiden Vororte Wiehre und Adelhausen wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Das erste Bollwerk Bastion de St. Pierre, später Peters-Bastey genannt, lag dem Schwabenthor zunächst und ist noch deutlich im Bolza'schen Garten erkennbar; das zweite, Bastion du Roy, später Kaiser-Bastey, zwischen dem Amtsgefängnis und der Dreisamstrasse, nur noch mit wenigen Spuren vorhanden; das dritte, Bastion de la Reine, späterhin Kaiserin-Bastey, jetzt Alleegarten; das vierte, Bastion Dauphin, später St. Leopolds-Bastey, jetzt Villa Platenius; das fünfte, Bastion St. Louis, später St. Josephs-Bastey, jetzt Villa Thoma; das sechste, Bastion St. Thérèse, später St. Carls-Bastey, zwischen der jetzigen Ring- und Friedrichstrasse, etwas nördlich der Adlerapotheke; das siebente, Bastion St. Christophle, später St. Christoffels-Bastey, auf der Stelle des heutigen Kaiser Wilhelmsplatzes, und das achte, Bastion du Château, auf der Stelle des heutigen Evangelischen Stifts, später Burg-Bastey genannt.

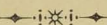
Der Verkehr nach aussen wurde durch vier Thore bewerkstelligt: vermittelt des Schwabenthors durch ein Vorwerk hindurch, das seine letzten Reste im ehem. Waldschütz'schen Garten erkennen liess; dann durch das jetzt noch vorhandene Breisacher Thor, das Predigerthor beim Vincentiushaus und das Christoffelsthor zwischen der Kommandantur und dem Sautier'schen Hause, schräg gegenüber der Karlskaserne; die drei letztgenannten waren casematiert.

In dieser Befestigungsweise hatte Freiburg die zwei sehr harten Belagerungen von 1713 und 1744 auszuhalten, deren erste ihren Hauptangriff gegen die Westseite, die zweite gegen die Südseite richtete.

Da in Folge des Friedens von Breslau und Dresden, sowie des Vertrags von Füssen die durch Kapitulation vom 28. November 1744 übergebene Festung, welche Ludwig XV. dem Kurhause Baiern zustellen wollte, für Frankreich politisch werthlos geworden war, wurde sie 1745 wieder dem Hause Habsburg überlassen, jedoch nicht, ohne dass zuvor von den Franzosen die einst von ihnen selbst erbauten Festungswerke gründlich zerstört worden wären. Von da an fingen die kahlen Hänge des Schlossbergs wieder an zu grünen und auf den verlassenen Wällen rings um die Stadt wurde der Weinstock gepflanzt.



# Breisgau-Verein „Schau-ins-Land“.



## Rechenchaftsbericht

für den 17. Jahrlauf.

Einnahmen.	M.	S
1. Kassenvorrat auf Abschluss der Vorrechnung . . . . .	169	42
2. Beiträge der Mitglieder:		
Im ersten Halbjahr betrug die Zahl der hiesigen Mitglieder . . . . . 257 à 3 M. halbjährl. Beitrag M. 771. —		
Hievon gehen ab . . . . . 4 wegen Ablebens.		
253		
Neu aufgenommen wurden 6 . . . . . » 18. —		
Stand im zweiten Halbjahr 259 à 3 M. halbjährl. Beitrag » 777. —		
Neue Aufnahmen . . . . . 12 à 6 M. Jahresbeitrag » 72. —		
Die Zahl der auswärtigen Mitglieder betrug 115 à 6 M. Jahresbeitrag . . . . . » 690. —		
M. 2328. —		
Hieran verblieben im Ausstand wegen Abwesenheit von Mitgliedern . . . . . » 9. —	2319	—
3. Erlös aus Einbanddecken . . . . .	25	—
4. Erlös aus Vereinsblättern . . . . .	49	—
5. Sonstige Einnahmen . . . . .	300	—
Summe aller Einnahmen	2862	42
Ausgaben.		
1. Für Versicherung gegen Feuerschaden. Versicherung der Fahrnisse u. Bibliothek für die Dauer von 6 Jahren unter Vorauszahlung für die ganze Zeit . . . . .	50	75
2. Für Druck und Papier des Vereinsblattes . . . . .	1909	43
3. Sonstiger Aufwand wegen Verschleuss des Blattes . . . . .	142	21
4. Schriftsteller-Honorar, Aufnahme von Zeichnungen, Ersatz von Reisekosten . . . . .	319	80
5. Für Einbanddecken . . . . .	18	—
6. Sonstige Lasten und Verwaltungskosten (Postportoauslagen, Insertionskosten, Buchbinderlöhne etc.) . . . . .	175	33
7. Für innere Bedürfnisse der Vereinsstube:		
a) Für Gerätschaften und Reparaturen . . . . .	103	50
b) Für Heizung und Beleuchtung . . . . .	42	70
8. Abgang . . . . .	3	—
9. Sonstige Ausgaben . . . . .	84	19
Summe aller Ausgaben	2848	91

## Abschluss.

Die Einnahmen betragen . . . . .	M. 2862.42
Die Ausgaben betragen . . . . .	» 2848.91
	Kassenrest M. 13.51

## Darstellung des Vermögensbestandes.

### A. Aktivvermögen.

1. Forderungen: Einnahmsreste . . . . .	M. 9.—	
2. Vorräte: Kassenrest . . . . .	» 13.51	
		M. 22.51

### B. Schulden.

Behufs Einrichtung und Ausschmückung der Vereinsstube wurde im Jahre 1879 durch freiwillige Beteiligung der Mitglieder ein Anlehen auf Darlehensscheine von je 10 M. im Betrage von zusammen . . . . . aufgenommen. Die Rückzahlung wurde innerhalb 5 Jahren nach dem Stand der Kasse in Aussicht genommen. Dieses Vorhaben liess sich jedoch nur teilweise verwirklichen, so dass bis jetzt durch Baarzahlung und Verzichtleistung auf den Betrag gezogener Darlehensscheine getilgt werden konnten, somit noch eine Restschuld verbleibt von . . . . .	M. 2400.—	
	» 1940.—	
		M. 460.—
daher Restschuldenstand . . . . .		M. 437.49

Die noch nicht zur Heimzahlung gekommenen Darlehensscheine bestehen in folgenden Nummern:

25. 28. 29. 31. 32. 34. 35. 38. 49. 52. 68. 72. 74. 76. 78. 90. 97. 100. 107. 109. 141. 144. 151. 152. 154. 157. 158. 161. 166. 167. 169. 172. 182. 184. 190. 191. 198. 202. 203. 210. 217. 218. 226. 227. 229. 232.



## Inhalts-Verzeichniß zum 15. Jahrlauf. \*)



- Seite 1. **P. F. J. Conradus Burger. Ein Lebensbild aus Deutschlands schwerster Zeit**, von Dr. Hermann Sussann; mit Zierleisten von Prof. F. S. Meyer und Zeichnungen von K. W.
- » 16. **Zigeuner am Oberrhein**, von Dr. Joseph Sarrazin.
- » 17. **Burg und Vogtei Thunsel**, von Rudolf Hugard; mit Kopfleiste von H. M. und Zeichnungen von F. Lederle und R. Lembke.
- » 25. **Maria mit dem Schutzmantel, ein Sculpturwerk am Freiburger Münster**, von Fr. Kempf; mit zwei Autotypen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers und Zeichnungen von demselben und Fritz Geiges.
- » 29. **Maulburg. Eine Dorfgeschichte aus dem mittlern Wiesenthale**, von E. M.; mit Zeichnungen von F. Lederle und R. Lembke, Schlussvignette von H. M.
- » 45. **Das Schild zum Erbprinzen in Weisweil**, von Dr. Hermann Sussann, mit Zierleisten von H. M. und einer Autotypie nach photogr. Aufnahme von Karl Günther.
- » 48. **Die Festung Freiburg 1678—1745**, nach A. Poinson; mit phototyp. Nachbildung eines Sticks von G. Bodenehr.

Rechenschaftsbericht für den 17. Jahrlauf.

### Druckfehler.

- Seite 4. 1 Z. 15 v. u. lies **Convers Brüeder** statt »Convens Brüeder«.
- » 8. 1 Z. 1 v. o. » **Hallein** statt »Gallein«.

\*) Infolge mehrfachen Redaktionswechsels sind seit Gründung des Vereins im Jahre 1873 erst 17 Jahrläufe unserer Vereinsschrift erschienen. Um die Bandzahl mit der Zahl der Vereinsjahre wieder in Einklang zu bringen, ohne deshalb den laufenden Jahresbeitrag unserer Mitglieder erhöhen zu müssen, lassen wir heuer zwei Bände, Jahrlauf XVIII u. XIX, in halber Stärke und zu halbem Preise erscheinen.

Freiburg i. B., Mai 1893.

